

JORDI PUNTÍ

Die irren Fahrten
des Gabriel Delacruz

Roman

Aus dem
Katalanischen
von
Michael Ebmeyer

Kiepenheuer & Witsch

Verlag und Übersetzer bedanken sich für die
Unterstützung des Instituts Ramon Llull.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

Titel der katalanischen Originalausgabe: Maletes perdudes

© Jordi Puntí Garriga, 2010

Aus dem Katalanischen von Michael Ebmeyer

© 2013, 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Aurora Photos

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04688-5

FOTOGRAFIEN

Wir haben die gleiche Erinnerung.

Es ist frühmorgens, kurz nach Sonnenaufgang. Wir alle drei, Vater, Mutter und Sohn, gähnen vor Müdigkeit. Die Mutter hat Tee gemacht oder Kaffee mit Milch, und wir trinken ihn, weil wir ihn halt trinken. Wir sitzen im Esszimmer oder in der Küche, reglos und stumm wie Statuen. Die Augen fallen uns zu. Nach einer Weile hören wir, wie ein Lastwagen vor dem Haus hält und wie einmal auf die Hupe gehauen wird. Obwohl wir es erwartet haben, ist das Tuten so laut, dass es uns aufschreckt. Für einen Moment zittern die Fensterscheiben. Die Nachbarn wird es aus dem Schlaf gerissen haben. Wir treten auf die Straße, um uns von unserm Vater zu verabschieden, der in den Laster klettert, den Arm zum Fenster herausstreckt und sich an einem Lächeln versucht, während er uns winkt. Man merkt, dass ihm der Aufbruch schwerfällt. Nur zwei Tage ist er zu Hause gewesen, höchstens drei. Seine beiden Kollegen im Laster rufen uns etwas zu und winken ebenfalls zum Abschied. Wie in Zeitlupe setzt sich der Pegaso in Bewegung und entfernt sich langsam, als hätte auch er keine Lust darauf. Die Mutter hat einen kurzen Morgenmantel an, und vielleicht kommt ihr eine Träne, vielleicht nicht. Wir, die Söhne, tragen Pyjama und Hausschuhe und haben eisige Füße. Wir gehen wieder hinein und zurück ins

Bett, das sogar noch ein bisschen warm ist, aber wir können nicht mehr schlafen, wegen der Gedanken. Der Kopf kommt nicht zur Ruhe. Zwei, drei, vier, sechs Jahre sind wir alt, und wir haben diese Szene schon öfters erlebt. Dass wir unsern Vater gerade zum letzten Mal gesehen haben, können wir nicht wissen.

Wir haben die gleiche Erinnerung.

Was wir soeben geschildert haben, begab sich vor fast dreißig Jahren, und diese Geschichte könnte an drei verschiedenen Punkten auf der Landkarte anfangen. Nein, an vier. Es könnte sein, dass sich der Umzugslaster im Frühnebel verlor, der um den Quai de la Marne im Norden von Paris waberte, und dass er eine Häuserreihe in der Rue de Crimée hinter sich ließ, am Ufer eines Kanals, der im Morgenlicht aussah, als entstammte er einem Simenon-Roman. Vielleicht durchbrach der Motor des Lasters aber auch die feuchte Stille der Martello Street, gegenüber dem Park von London Fields, als er dort, die Eisenbahnbrücke unterquerend, nach irgendeinem schnellen Weg hinaus aus der britischen Metropole suchte, dahin, wo die Straßen breit sind und der Linksverkehr für einen Lkw-Fahrer vom Kontinent kein Martyrium bedeutet. Oder wir könnten uns im Osten von Frankfurt am Main befunden haben, vor einem der Nachkriegshäuserblöcke in der Jacobystraße. Von hier aus dieselte der Pegaso unentschlossen der Autobahn entgegen, als bedrückte ihn das Panorama aus Industriegebieten und Waldstücken oder die Aussicht, sich gleich in die endlose Schlange von Lastwagen einzureihen, die durch die Arterien Westdeutschlands quoll.

Paris, London, Frankfurt. Drei zufällige Orte, weit voneinander entfernt, verbunden nur dadurch, dass unser Va-

ter ein Fahrzeug voller Möbel von einer Ecke Europas in die andere steuerte. Es gab noch eine weitere Stadt, die vierte, das war Barcelona. Der Ausgangs- und Endpunkt. In diesem Fall spielte sich die Szene ohne Lkw und müde Kollegen ab. Einer von uns – Cristòfol – mit dem Vater und der Mutter. Drei Menschen in der schlecht beleuchteten Küche einer Wohnung im Carrer del Tigre. Doch der Abschied vollzog sich in derselben gut einstudierten Stille seinerseits und mit derselben vagen Bekümmerung, die er zuvor in anderen Häusern und mit anderen Familien an den Tag gelegt hatte. Und sein Blick dabei, der gelassen wirken wollte, aber vor Mitleid überfloss, steckte uns alle vier an: Noch Stunden später, noch am nächsten Morgen oder noch die Woche darauf, wenn wir uns beim Zähneputzen im Spiegel sahen, fanden wir diesen Blick in unsern Augen wieder. Ein Mitleid, mit dem wir einverstanden waren. Aus diesem Grund haben wir heute das Gefühl, dass jeder von uns an jedem der Orte war, und deshalb multipliziert sich jetzt, so viele Jahre später, unsere kindliche Entzauberung mit vier. Auch neigen wir dazu, unsere vier Mütter als eine einzige Person zu denken. Der Schmerz verteilt sich nicht, sondern vervielfacht sich. Niemandem ist die traurige Zeit erspart geblieben. Auch uns nicht, den vier Söhnen.

Was? Man versteht uns nicht? Zu verworren?

Wir müssen das wohl in Ruhe erklären. Wir sind vier Brüder, genauer gesagt Halbbrüder, Söhne desselben Vaters und sehr verschiedener Mütter. Vor einem Jahr kannten wir uns noch nicht. Wir wussten nicht einmal voneinander, dass es uns gab. Der Vater wollte, dass wir Christof, Christophe, Christopher und Cristòfol (beziehungsweise Cristóbal, bis zum Tod des Diktators Franco) heißen. So hintereinandergestellt wirken die Namen wie eine unregel-

mäßige Deklination. Christof, der germanische Nominativ, wurde im Oktober 1965 geboren und ist der unmögliche Erbe einer europäischen Dynastie. Christopher, der angelsächsische Genitiv, kam fast zwei Jahre später zur Welt und gab einer Londoner Existenz einen erweiterten oder neu nuancierten Sinn. Der Akkusativ Christophe ließ etwas weniger lange auf sich warten – neunzehn Monate – und wurde im Februar 1969 zum direkten Komplement einer alleinerziehenden französischen Mutter. Als Letzter manifestierte sich Cristòfol: ein Kasus des Umstands, ganz und gar von Ort und Zeit bestimmt, ein Ablativ in einer Sprache ohne Beugung.

Warum gab unser Vater uns diesen Namen? Warum bestand er darauf so hartnäckig, dass alle Mütter sich schließlich überzeugen ließen? Wollte er etwa nicht, dass wir vier verschiedene Menschen sind? Jedenfalls hat keiner von uns noch andere Geschwister. Einmal befragten wir Petroli dazu, einen seiner beiden Kollegen bei den Umzugstouren (bei den Touren und bei den Geheimnissen), und der sagte uns, nein, wenn der Vater von uns sprach, habe er sich nie vertan und immer genau gewusst, wer von uns wer war. Wir vermuten, ein Aberglaube könnte dahinterstecken. Sankt Christophorus ist der Schutzpatron aller motorisierten Fahrer, und wir vier Söhne waren wie kleine Opfergaben, die unser Vater ihm in den verschiedenen Ländern hinterließ: entzündete Kerzen, die ihn auf seinen Reisen mit dem Lkw schützen sollten. Petroli, der ihn sehr gut kannte, hält von dieser Deutung nichts – unser Vater sei nie ein gläubiger Mensch gewesen – und verweist stattdessen auf eine noch abstrusere, aber ebenso glaubwürdige Möglichkeit: dass er ein Siegerblatt von Söhnen haben wollte. Vier Asse, sagt Petroli, eins von jeder Farbe. »Und

welche Karte war er dann selbst?«, fragen wir. – »Er war der Joker. Der, der das Blatt unschlagbar macht, wenn er dazu kommt.«

»*Life is very short, and there's no time ...*«, beginnt Christopher ohne Ankündigung zu singen. Wir lassen ihn gewähren, weil der Satz gut passt und weil das Lied von den Beatles ist. In dieser musikalischen Vorliebe sind wir vier uns einig, allerdings werden wir nun nicht zu diskutieren beginnen, wer von uns George, wer Paul, wer Ringo, wer John ist. Solche Spielchen behalten wir für uns, und es wird auch nicht wieder vorkommen, dass einer von uns ohne vorherige Absprache mit einem Solo in unsern gemeinsamen Diskurs hereinplatzt. Wir sind hier nicht beim Karaoke, und es muss ein paar Regeln geben, an die wir alle uns halten. Würde jeder drauflosreden, wie es ihm in den Sinn kommt, wäre das hier wie ein Topf voller Grillen. Und Chris hat ja recht: Das Leben ist sehr kurz, und man hat keine Zeit.

Was noch? Lässt sich, auch wenn wir nichts voneinander wussten, behaupten, unser Vater – oder vielmehr seine Abwesenheit – habe uns alle vier auf die gleiche Weise geprägt? Nein, natürlich nicht. Aber die Versuchung ist groß, sich solche unterirdischen Einflüsse zurechtzufantasieren. Nehmen wir zum Beispiel unsere Arbeit. Christof macht Theater, und dieses Gewerbe vom Sein oder Nichtsein, also wie ein Schauspieler in seine Rolle schlüpft, das erinnert uns an die Verstellungen unseres Vaters. Als Dozent für Quantenphysik an einer Pariser Hochschule zieht Christophe die sichtbare Wirklichkeit in Zweifel und studiert Paralleluniversen – in denen der Vater uns nie im Stich lassen würde. Christopher hat einen Stand auf dem Markt von Camden Town, er verdient seinen Lebensunterhalt mit

dem An- und Verkauf gebrauchter Vinylschallplatten, und in den nicht immer ganz legalen Methoden, mit denen er an Sammlerjuwelen und musikalische Reliquien kommt, kann man ein Erbe der Schlitzohrigkeiten des Vaters sehen. Cristòfol ist Übersetzer aus dem Französischen, und wenn er einen Roman aus der einen Sprache in die andere bringt, ist das wie eine Verneigung vor den fremdsprachlichen Bemühungen unseres Vaters.

Was noch, was noch? Sehen wir Brüder uns ähnlich? Ja, das tun wir. Man könnte sagen, dass uns allen dasselbe genetische Muster zugrunde liegt und dass unsere Mütter – Sigrun, Mireille, Sarah und Rita – die Evolution sind, die uns verschieden macht; die fremde Grammatik, die uns vom Lateinischen entfernt. An irgendeinem Punkt in Mitteleuropa, wo sich sozusagen ihre Schicksale kreuzen (in der Mitte einer Rotunde, wenn wir den Symbolismus auf die Spitze treiben wollen), sollten wir ihnen ein Denkmal setzen für das, was sie durchmachen mussten. Noch kennen sie einander nicht. Seit einigen Wochen wissen sie voneinander, wissen wir, dass wir Halbbrüder haben und sie, wenn man so will, Stiefsöhne. Doch die Grenzen sind noch da, wo sie immer waren. Mit einer Ironie, die sie mit den drei anderen gemeinsam hat, sagt Sarah, wir Söhne seien wie Abgesandte, die sich treffen, um einen Friedensschluss auszuhandeln. Vielleicht versammeln wir die Mütter irgendwann für ein Wochenende in einem Hotel an einem neutralen Ort. In Andorra oder in der Schweiz. Aber das braucht seine Zeit.

Was noch, was noch, was noch? Sehen unsere Mütter sich ähnlich? Ich glaube nicht. *Diria que no. I don't think so. Je crois pas.* Verkörpern sie alle das gleiche Schönheitsmodell, oder ergeben sie zusammen ein perfektionistisches Puz-

zlespiel für ein krankes Hirn, für das Hirn unseres Vaters? Weder dies noch jenes. Aber wenn wir ihnen mit unseren Plänen kommen, sie in Zukunft einmal an einem Ort zu versammeln, reagieren sie alle mit der gleichen Unlust. Mireille verzieht das Gesicht und sagt, das höre sich nach einem Treffen der Anonymen Verlassenen an. Sigrun fordert für einen solchen Gipfel finanzielle Unterstützung von der EU. Rita zieht Vergleiche zu einem durchgedrehten Fanklub (»Elvis lebt! Elvis lebt!«). Und Sarah schlägt vor: »Wir sollen uns treffen? Dann lasst uns zusammen eine Theaterversion von *The Six Wives of Henry VIII* auf die Bühne bringen. Was, wir sind nur vier? Wenn wir ein bisschen weitersuchen, werden sich schon noch zwei finden.«

Solche Sarkasmen dienen den vier potenziellen Witwen wohl zum Selbstschutz. Viele Jahre sind vergangen, aber ihre Liebesgeschichten ähneln sich zu sehr, als dass sie nun Lust hätten, sie voreinander auszubreiten. Von außen ist die Vorstellung verlockend: vier Frauen, wie sie gemeinsam ihre Erinnerungen an den Mann sezieren, der sie ohne Vorwarnung sitzen ließ – auf sich selbst gestellt, mit einem kleinen Kind. Sie trinken und reden. Allmählich häufen sie einen Berg von Vorwürfen an und fühlen sich dadurch mehr und mehr miteinander verbunden. Ihre Qual liegt so lange zurück, dass die Zeit ihr das Gift entzogen und sie harmlos gemacht hat wie eine ausgestopfte Bestie. Das Treffen gerät weniger zur Therapie als zum Exorzismus. Die vier trinken und lachen. Nach und nach aber beginnt jede bei sich zu denken: Die anderen haben ihn nicht verstanden. Und rechtfertigt auf diese Weise ihre Liebe in der Erinnerung und gibt ihr neuen Glanz: Meins war das Gute, das Wahrhaftige. Nun vergreift sich eine von ihnen im Ton, macht eine einen unpassenden Witz. Und plötzlich ist es

vorbei mit der Allianz im Schmerz; plötzlich scheinen sie kurz davor, sich an die Gurgeln zu gehen.

Nun gibt es ein weiteres Detail, das die ganze Sache erschwert. Wir wissen nicht, ob unser Vater tot ist. Nur dass er seit über einem Jahr verschwunden ist.

Wobei *verschwunden* in diesem Fall kaum passend klingt, und wenn wir uns entschlossen haben, ihn ausfindig zu machen, dann, um dem Wort doch noch einen Sinn zu geben. Einen Körper. Verschwinden kann ja nur jemand, der vorher da war, und das trifft auf unsern Vater nicht zu. Seit fast dreißig Jahren hat ihn keiner von uns zu Gesicht bekommen, und selbst wenn wir all unsere Erinnerungen zusammenwerfen, können wir nur ein unscharfes Bild von ihm zeichnen. Er war nicht etwa ein scheuer oder verschlossener Mensch; bloß einer, der sich immer einen Ausweg offenhielt. Dabei machte er aber auch keinen nervösen, ruhelosen oder misstrauischen Eindruck. Sigrun erzählt, sie habe sich ebenso in seine Abwesenheit verliebt wie in seine Anwesenheit. Mireille sagt, schon wenn er eintraf, sei es ihr vorgekommen, als würde er aufbrechen. Die Kürze seiner Besuche trug dazu natürlich bei. Der Eindruck der Flüchtigkeit wurde mit der Zeit immer stärker, und für uns fühlt es sich eher so an, dass der Vater sich langsam auflöste, als dass er von einem Tag auf den anderen fort war wie weggezaubert oder von Außerirdischen entführt. Noch jetzt, da wir zum ersten Mal gemeinsam an ihn denken, scheint dieser Prozess weiter im Gang zu sein.

Der Wille, sich aufzulösen, ist sogar seinen Briefen anzumerken. Er schrieb sie uns an diversen Orten Europas, wohin ihn die Umzugstouren eben verschlugen, und er füllte sie mit Reiseaneddoten. Manchmal waren es bloß Postkarten, die er irgendwo am Rand einer Landstraße

vollkritzelte. Auf der Vorderseite zeigten sie Reiterstandbilder, Schlösser, Gärten, Kirchen – scheußliche Provinzmonumente, die wir alle vier erschreckend genau im Gedächtnis behalten haben. Im Datum trugen sie irgendeinen Ort in Frankreich oder Deutschland, aber die Briefmarke zeigte immer Francos Gesicht in Marmor. Sie mussten tagelang im Handschuhfach des Lastwagens gelegen haben, und erst wenn er wieder in Barcelona war, dachte er daran, sie einzuwerfen. Es kam auch vor, dass er uns Briefe mit beigelegten Fotos von sich schickte, mal allein, mal mit seinen beiden Kollegen. Dazu schrieb er ein paar Zeilen voller Zärtlichkeit und Sehnsucht, die unsere Mütter, wenn sie in weicher Stimmung waren, zu Tränen rührten, die aber nie mehr als ein Viertel des Briefbogens einnahmen. Und unvermittelt brachen die gefühligen Worte wieder ab. Bald sehen wir uns, Küsse und so weiter, Unterschrift und fertig. Als hätte er sich plötzlich am Riemen gerissen; als hätte er Angst, sich zu sehr gehen zu lassen.

»Fehlte nur, dass er mit so einer Zaubertinte geschrieben hätte, die nach dem Lesen spurlos verschwindet«, bemerkt Christof.

Was sollte man noch wissen? Ach ja: wie wir vier uns untereinander verständigen. Seit dem ersten Tag, also seit Cristòfol beschloss, nach seinen Brüdern zu suchen, ist Englisch unsere Verkehrssprache. Wir behalten das bei, weil wir uns auf Englisch am ehesten verstehen und weil wir es sinnvoll finden, uns auf eine Sprache zu beschränken. Allerdings haben wir den Eindruck, dass sich in unseren Unterhaltungen mit der Zeit ein eigenes Idiom entwickelt, eine Art Familien-Esperanto. Christof hat mit dem Englischen kein Problem, und er lernte es von klein auf in der Schule. Christophe spricht es mit dem leicht

affektierten Akzent, den die Franzosen nicht vermeiden können, und sein Wortschatz ist technisch geprägt, von seinen quantenphysikalischen Vorträgen und Kongressen her. Cristòfol hat es erst als Erwachsener in Privatkursen gelernt; in der Schule und an der Uni hatte er nur Französisch. Manchmal, wenn ihm ein englischer Ausdruck nicht einfällt, greift er auf diese zweite Sprache zurück, und in solchen Momenten fühlt sich Christophe immer bestärkt. Das sieht man ihm an. Chris und Christof machen sich dann über die beiden anderen lustig, indem sie ein Kauderwelsch aus Nasallauten, Zeilen der Marseillaise und Namen französischer Fußballer zu reden beginnen.

Chris wiederum kann ein wenig Spanisch, dank der Initiative von Sarah, seiner Mutter. Mitte der Siebzigerjahre, als schon klar war, dass Gabriel nicht wieder auftauchen würde, meldete sie ihren Sohn zu einem Sommersprachkurs an. Vielleicht würde er dem Vater nie mehr begegnen, aber *God damn it*, zumindest das Erbe der kastilischen Sprache sollte er mitbekommen. Seine Lehrerin war eine Studentin namens Rosi. Sie war nach London gekommen, um etwas zu erleben, und das Erste, was sie herausfand, war, dass sie nicht zum Unterrichten taugte. Fortan bestand ihre Lehrmethode darin, eine Kassette mit den aktuellen spanischen Sommerhits einzulegen. Daher ist Chris heute imstande, Phrasen wie »*Es una lata el trabajar*«, »*No me gusta que a los toros te pongas la minifalda*« oder »*Achilipú, apú, apú*« fehlerfrei und mit größter Selbstverständlichkeit zu äußern, ohne zu ahnen, was sie bedeuten.

Eine weitere gemeinsame Erinnerung liegt in, wie wir festgestellt haben, katalanischen Kinderliedern. Als wir uns zum ersten Mal in Barcelona trafen, begannen wir

beim Abendessen in einem Restaurant, unser Wissen über den Vater zusammenzutragen. Am Nachbartisch saßen ein paar Kinder. Sie spielten und sangen, und plötzlich erkannten wir alle vier die Liedchen wieder, die der Vater uns beigebracht hatte, als wir klein waren. *Plou i fa sol* und *En Joan petit com balla* und *El gegant del Pi* ...

»Ich erinnere mich an eine Gutenachtgeschichte, die er mir erzählte«, sagte Christof. »Sie ging um einen Jungen namens Pàtiufet oder so ähnlich, und der landete im Bauch eines Stiers, *«a la panxa d'un bou, on no hi neva ni plou»* – und scheint auch keine Sonne rein«. Ich habe mir damals vor Angst fast in die Hose gemacht. Heute erzähle ich die Geschichte manchmal den Kindern meiner Freunde auf Deutsch. Mir gefällt die Idee, dass dieser Pàtiufet den Brüdern Grimm ein bisschen Konkurrenz macht.«

»Mir ging als Kind dieses eine Lied nicht aus dem Kopf: *Plou i fa sol ... , les bruixes es pentinen ...*«, erinnerte sich Chris und stimmte das Lied auch sogleich an. »In London kommt es nämlich oft vor, dass es regnet und gleichzeitig die Sonne scheint. Jeden zweiten Tag, wenn ich auf dem Schulweg oder im Park bei uns gegenüber, wo ich mit meinen Freunden spielen ging, hochblickte in den grauen Himmel, sah ich, wie ein Sonnenstrahl durch den Nieselregen brach. Da haben wir es wieder, dachte ich. In einer Hütte irgendwo hier in der Stadt kämten sich jetzt die Hexen ihr Haar, weil sie ausgehen wollen. Als ich das meinen Freunden erzählte, überzeugt, ich würde ihnen ein Geheimnis verraten, da lachten sie mich aus. Um sie zum Schweigen zu bringen, sang ich ihnen das Lied vor. Aber ohne Erfolg.«

Die linguistischen Vermischungen, die wir von Mal zu Mal weiter perfektionieren, machen uns dem Vater noch

ähnlicher. Sie sind eine Art Erbteil, denn er selbst sprach zugleich alle Sprachen und keine. Mit den Jahren, so erzählen die Mütter, überlagerten sich in seinem Gedächtnis all die Wörter, die er in halb Europa aufgeschnappt hatte, und er produzierte fortwährend Kurzschlüsse, falsche Freunde, besonders sparsame Konjugationen oder Etymologien von scheinbarer Logik. Er war der Ansicht, in einem Gespräch dürfe es keine langen Pausen geben, und so übersetzte er im Kopf dauernd von einer Sprache in die andere, als wären es kommunizierende Röhren, und er verwendete dann die erstbeste Lösung, die ihm in den Sinn kam.

»Mein Gehirn ist eine Rumpelkammer, vollgestopft bis unters Dach«, habe er gesagt. »Das Gute ist: Wenn ich irgendwas brauche, dann finde ich es auch.«

Wohl nicht zuletzt, weil er selbst solches Vertrauen in seine Fertigkeiten hatte, kam er gut damit durch und entwickelte einen sehr praktischen Idiolekt. Sigrun klagt, die Gespräche mit ihm seien unweigerlich ins Lustige gekippt, selbst wenn sie ganz ernst mit ihm reden wollte. Rita erzählt, er habe zum Rotwein statt *vi negre* immer *vi vermell* gesagt, eben weil er in Frankreich, Deutschland und England *roter Wein* heißt und nicht, wie eigentlich im Katalanischen, *schwarzer Wein*. Umgekehrt versichert Mireille, dass er einmal in einer Brasserie in der Avenue Jean Jaurès »*vin noir*« verlangt habe oder gar »*vin tinté de la maison*«, in Anlehnung an den spanischen *vino tinto*.

Auch wenn der Anlass ein abwesender Vater ist: Jedes Mal, wenn wir unsere Erinnerungen zusammenwerfen, machen wir vier Brüder eine letztlich angenehme Erfahrung. Seit wir uns kennen, verbringen wir möglichst jedes fünfte Wochenende miteinander. Bei jedem Treffen schließen wir wieder irgendeine Lücke oder decken ir-

gendein Versteckspiel unseres Vaters auf. Die Mütter helfen uns, jene Jahre zu rekonstruieren, und obwohl das, was wir dabei herausfinden, nicht immer erfreulich ist, überkommt uns doch oft ein tröstliches Gefühl: das Gefühl, wir könnten unsere Vergangenheit als Einzelkinder korrigieren. Dass uns die Kindheit ohne Geschwister oft zur Last wurde und wir uns deshalb schutzlos vorkamen, erscheint uns nun, da wir dem Geheimnis unseres Vaters auf der Spur sind, wie ein Irrtum. Natürlich kann uns niemand die Unsicherheiten von früher nehmen. Aber wir wollen glauben, dass wir Brüder einander auf eine latente, unerkannte Weise schon damals Gesellschaft leisteten; und dass das Leben unseres Vaters einen Sinn hatte, weil er gern mit seinem Geheimnis spielte und weil dieses Geheimnis wir waren.

Um diese brüderlichen Gefühle von vier Einzelkindern besser verständlich zu machen, hier ein konkretes Beispiel: Als wir Christofs unser erstes Treffen planten – und dabei einen kühlen, distanzierten Ton anschlügen, den wir im Nachhinein lächerlich finden –, verabredeten wir, dass jeder die Fotos mitbringen sollte, die er vom Vater hatte. Wir wollten eines davon auswählen, das ihn am besten zeigte, und damit in unsern vier Heimatländern Annoncen schalten. Wir wollten sein Bild in Zeitungen über den halben Kontinent verbreiten, mit der Bitte, wer ihn gesehen habe, ihn wiedererkenne oder uns einen Hinweis auf sein Versteck geben könne, möge sich bei uns melden. Schließlich aber, nach langer Diskussion, ließen wir es bleiben, denn es schien uns widersinnig. Wenn sein Verschwinden, wie wir alle meinten, ein allmähliches und absichtliches war, konnte doch niemand ihn wiedererkennen. Niemand hatte ihn gestern oder vorgestern oder letzte Woche gesehen.

Seine Abwesenheit musste für alle Welt etwas ganz Natürliches sein.

Doch auch nachdem wir entschieden hatten, nichts damit anzufangen, gingen wir weiter die Fotos durch, denn das Spiel machte uns Spaß. Wir waren in Barcelona und breiteten all die Bilder auf einer Tischplatte aus. Dann betrachteten wir sie wie den Fotoroman eines unabgeschlossenen Lebens. Sie stammen aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, manche schwarz-weiß, manche in diesen verblassten Farben, die alles unwirklich erscheinen lassen. Neben denen, die er uns mit den Briefen geschickt hatte, gab es die, die während seiner Besuche entstanden waren. Wir stellten fest, dass seine Haltung immer die gleiche war. Sein angestrengtes Lächeln – *Cheeeese, Hatschiiiiii, Lluiiiiiiis* –, die Art, wie er uns übers Haar strich, sofern wir mit auf dem Bild waren, oder wie er den Arm um die Mutter legte und seine Hand dabei immer auf dem gleichen Punkt ihrer Taille hatte ...

Zu sehen, wie wir da alle vier dasselbe Bild boten, wie wir alle vor der Kamera still standen, als würde uns nichts Wesentliches voneinander unterscheiden, empfanden wir zunächst als unangenehm und verstörend. Natürlich variierten die Hintergründe, natürlich auch wir, aber es kam zum Beispiel vor, dass der Vater auf allen Fotos einer Saison dieselbe Jeansjacke und dieselben Schuhe trug. Und noch etwas fiel uns auf, etwas, was uns anfangs erzürnte und später rührte. Oft war nämlich eine Aufnahme, die ihn allein zeigte und einem seiner Briefe beilag, in Wahrheit bei einem von uns zu Hause gemacht worden. Der Vater beschrieb diese Bilder so, dass die Mütter keinen Verdacht schöpften. Bestenfalls erfand er einen Ort irgendwo auf seinen Lkw-Fahrten. »Das Foto, das ich Euch schicke,

hat Bundó in einem abgelegenen Winkel Frankreichs von mir gemacht, letzten September in einer Mittagspause«, schrieb er Ende 1970 in einem Brief an Christopher und Sarah, und der *abgelegene Winkel* in seinem Rücken war die weiße Fassade des Hauses am Quai de la Marne, in dem Christophe und Mireille wohnten. »Rast an einer Tankstelle in Deutschland, kurz hinter München«, schrieb er zu einem anderen Foto an Christophe und Mireille, doch Christof erkannte die Tankstelle wieder, sie lag in seiner Frankfurter Nachbarschaft. Außerdem stellten wir fest, dass wir von genau dem Film aus dem Jahr 1968 jeder mindestens ein Bild bekommen hatten, und auch das Wissen um diese Koexistenz im Innern der Kamera tröstete und amüsierte uns.

Die Fakten legen natürlich den Schluss nahe, unser Vater sei ein zwanghafter Lügner gewesen. Ja, gewiss war er das, und doch glauben wir, dass wir es uns mit so einem Fazit zu leicht machen würden. Fürs Erste haben wir ohnehin kein Interesse daran, ihn zu verdammen – sondern wir wollen herausfinden, wo er ist. Wer er ist. Wenn uns das eines Tages gelingt, dann werden wir ihn schon zur Rede stellen. Bis auf Weiteres aber wollen wir ganz ohne Bewertungen in sein schattiges Leben eintauchen, nicht zuletzt, weil wir es doch ihm und seiner Abwesenheit verdanken, dass wir uns kennengelernt haben. Es mag schwer nachvollziehbar sein, aber anstatt uns zu empören, geben wir uns lieber einem völlig subjektiven Enthusiasmus hin – einer Täuschung, wenn man so will. Dieselben Fotografien, die er einst zur Fortsetzung seiner Lügen nutzte, dienen uns heute dazu, uns in der Vergangenheit zu verbrüdern. Wir gehen so weit, sie als Hinweise darauf zu betrachten, dass der Vater damals schon unsere Vereinigung als Geschwister vorhersah. Wieder eine Illusion, an die wir uns

klammern können. Unser deduktives Verfahren mag nicht gerade wissenschaftlich sein, doch zumindest erlaubt es uns, den Fotos neues Leben einzuhauchen.

Dass wir uns auf so ein Spiel einlassen, liegt auch an einer Gewissheit, zu der wir gelangten, als wir die Aufnahmen unseres Vaters auf dem Tisch anordneten. Beim Versuch, eine plausible Geschichte daraus abzuleiten, begriffen wir, dass er nie irgendetwas von sich selbst preisgegeben hat. Nicht den kleinsten Einblick hat er gewährt. Selten Gefühle gezeigt. Und auf einmal kamen uns die Fotos, aufgereiht, stumm und vergilbt, wie Bilder aus einem alten Spielfilm vor; Fotos, wie sie früher an den Kinos aushingen, um für die nächste Vorstellung zu werben. Du konntest lange dastehen und sie dir anschauen, konntest dir ausmalen, in welcher Szene sich die erstarrten Schauspielerinnen und Schauspieler wohl gerade befanden. Aber wenn du noch nichts über die Handlung wusstest, konntest du nicht erraten, ob der Film eine Komödie, ein Melodram oder ein Krimi war. Ob sie gleich lachen oder weinen würden.

Ja, so ist es. Gabriel, unser Vater, unser Schauspieler, still und starr auf allen Fotos; und je länger du ihn anschaust, desto mehr hypnotisiert er dich.

SO ETWAS KOMMT VOR

Unser Vater heißt – oder hieß – Gabriel Delacruz Expósito. Fangen wir damit an.

Den Namen gab ihm die Mutter, die ihn gebar; sei es im Andenken an den Menschen, der sie geschwängert hatte, sei es in Ehrerbietung vor dem Erzengel, der den Kleinen dafür sein Leben lang beschützen sollte, oder sei es einfach, weil in jener Nacht auf der Straße jemand einen Herumtreiber namens Gabriel verfluchte und sie inspirierte. Wir werden es niemals überprüfen können. Doch irgendeinen wichtigen Grund wird die Frau gehabt haben, dass sie sich noch die Mühe machte, dem Kind einen Namen zu geben.

Ein Ehepaar, das im Mercat del Born Kabeljau verkaufte, fand ihn gegen sechs Uhr früh. Sie waren an dem Morgen die Ersten an der Markthalle. Im Dämmerlicht hielten sie das kleine Tuchbündel neben dem Haupttor im Carrer Comerç für einen angefaulten, von den Müllmännern vergessenen Blumenkohl; die machten manchmal um Mitternacht hier eine Pause und griffen sich so ein Gemüse, um damit Fußball zu spielen. Doch plötzlich begann der Blumenkohl klägliche Schreie auszustoßen. Der Nachtwächter, mit dem sich das Fischhändlerpaar gerade unterhielt, trat an das Bündel heran und beleuchtete es mit seiner Laterne. Vorsichtig nahm die Frau es hoch, und zwischen den Tüchern kam ein nacktes Neugeborenes mit bläulicher

blutverkrusteter Haut zum Vorschein. Es fuchtelte mit den Ärmchen, schnappte mit den Lippen, auf verzweifelter Suche nach einer Brustwarze. Als sie es so hilflos und leidend sah, band sich die Fischverkäuferin rasch die Schürze auf, schob ihren Wollpullover hoch, legte vor den Augen ihres Ehemanns, des Nachtwächters und noch einiger Neugieriger, die dazugekommen waren, eine Brust von der Größe eines Kürbisses frei, ihre linke, und schob sie dem Kleinen in den Mund. Alle starrten hin, überwältigt vom Anblick dieser Pracht. Selbst der Nachtwächter hatte Mühe, die Haltung zu wahren, die sein Amt ihm abverlangte. Das Kleine reckte den Hals wie magnetisch angezogen und saugte eine gute Weile lang. Dabei rannen ihm von den Lippen wundersamerweise einige Tropfen Milch. Als es sich beruhigt hatte, löste die Fischhändlerin es wieder von ihrer Brust, zwar unter Schmerzen, doch sehr zufrieden (schon lange war sie nicht mehr als Amme im Einsatz gewesen), und übergab es dem Behördenvertreter. Der Nachtwächter nahm das Bündel in beide Arme. Die Körperwärme des Winzlings erweichte ihm das Herz: Unverzüglich würde er ihn ins Krankenhaus bringen, und von dort aus würde man ihn, wenn er überlebte, in barmherzige Hände geben.

In diesem Augenblick des Innehaltens entdeckten sie den kleinen weißen Zettel auf dem Bauch des Kindes, der, mit getrocknetem Blut festgeklebt, den Stumpf der Nabelschnur schützte und aussah wie ein Herstelleretikett. Darauf stand »Gabriel«.

All das – Gabriels Geburt, Aussetzung und erste Mahlzeit – begab sich an einem Morgen im Oktober 1941. Unser Vater war überzeugt, dass es diese erste Milch war, der er sein zeitlebens unersättliches Verlangen nach Kabeljau verdankte. Er aß ihn, wann immer er konnte, aus der Dose

oder *al pil-pil* mit Öl und Knoblauch, als *esqueixada* oder paniert oder mit Kartoffeln im Ofen gebacken. Hingegen empfand er Kuhmilch als salzig und konnte sie nur trinken, wenn er drei Löffel Zucker mit ins Glas gegeben hatte.

Unsere Mütter erinnern sich, dass er, wenn er ihnen von seinen ersten Stunden auf der Welt erzählte, immer einen märchenhaften Ton anschlug, als könne er damit seiner eigenen Mutterlosigkeit und den Zeiten, die er später im Heim durchmachen musste, alle Härte nehmen. Um das Flair des Sagenhaften noch zu verstärken, zeigte er außerdem jedes Mal einen alten Zeitungsausschnitt, den er in der Brieftasche trug. Eine Meldung über das ausgesetzte Kind vor der Markthalle war in der *Vanguardia Española* erschienen. Natürlich legte der Redakteur den Schwerpunkt auf die packendsten Details; er hob vor allem die Effizienz der Behörden und das entschiedene Handeln der Kabeljauverkäuferin hervor.

Gabriel erfuhr allerdings erst viele Jahre später davon – siebzehn Jahre später, um genau zu sein – und auch nur durch den unwahrscheinlichsten Zufall. Es passierte, kurz nachdem er als Möbelpacker bei einem Umzugsunternehmen angefangen hatte. Sie sollten die Wohnung einer Familie in Sant Gervasi ausräumen, und Gabriel hatte es mit einem riesigen Eichenschrank zu tun, so schwer, dass ein einzelner Mensch ihn nicht von der Stelle rücken konnte. Also hängte er zunächst die Türen aus, dann beschloss er, auch die Schubladen herauszunehmen. Er zog die erste auf, und mit einem wurmstichigen Krachen löste er sie aus den Führungen. Das Gleiche tat er mit der zweiten. Als er sie in den Händen hielt, fiel ihm das alte Stück Zeitung auf, mit dem die Besitzer den Boden ausgelegt hatten. Eine zusammengefaltete vergilbte Seite aus der *Vanguardia*. Vorsichtig nahm Gabriel das Papier hoch und zog es auseinander. Die

Ecken zerbröselten ihm zwischen den Fingern. Er sah einen Artikel, der vom Durchbrechen der Stalin-Linie handelte, von der Nachrichtenagentur EFE »aus dem Führerhauptquartier«. Die Zeitung musste also aus dem Zweiten Weltkrieg stammen. Er blickte auf das Datum: Mittwoch, 22. Oktober 1941. Genau ein Tag, nachdem er geboren worden war. Er wendete das Blatt und betrachtete die Meldungen auf der Rückseite. Eine Benzinreklame mit dem zukunftsweisenden Bild eines Lkw fiel ihm ins Auge, dann wandte er sich der Rubrik unter dem Bild zu. Sie hieß *Vida de Barcelona*, und dort stieß er auf die Nachricht von seiner Aussetzung. So etwas kommt vor.

»Neugeborenes vor dem Tor der Markthalle von Born aufgefunden« lautete die Überschrift, und es folgten auf zehn Zeilen die Einzelheiten von Gabriels erstem Morgen, mit besonderem Gewicht auf der Herzengüte der Fischhändlerin. Am Ende stand der Satz: »Dieser Redakteur kann bezeugen, dass das Engelchen bei Drucklegung der vorliegenden Ausgabe in der Casa de Maternidad friedlich schlief, bewahrt vor dem Tod und dem Limbus, errettet aus den Fährnissen, welche die ersten Stunden seiner irdischen Existenz begleiteten.«

Gabriel konnte den Text bald auswendig, so oft hatte er ihn gelesen, und er sagte ihn stets mit feierlichem Ernst auf. Dieses Stück Papier war die einzige Verbindung, die er zum Leben seiner Mutter hatte. Kurze Zeit nach dem Fund, an einem freien Montag, ging er zum Markt von Born und suchte den Kabeljaustand. Während er anstand, um drei Stück Stockfisch zu kaufen – es war die Fastenzeit vor Ostern, und die Ordensschwwestern im Waisenhaus der Llars Mundet, wo er damals noch lebte, wussten solche Aufmerksamkeiten zu schätzen –, beobachtete er die stattliche Frau,

die ihm siebzehn Jahre zuvor seine erste Milch gegeben hatte, mit einem Gefühl zwischen Bewunderung und Befremden. Sie trug das Haar blond gebleicht. Auch wenn die Jahre an ihr nicht spurlos verstrichen waren, blieb ihr Körper ansehnlich und robust. Ihre vor Kälte bleichen Arme schienen in Marmor gemeißelt, und ihre Brüste dehnten ihr die weiße Schürze zu zwei planetarischen Rundungen. In ungebremsster Regression hätte Gabriel am liebsten an Ort und Stelle wieder losgesaugt, mit der gleichen Gier wie an seinem ersten Tag.

Unser Vater hat der Fischverkäuferin nie gesagt, dass er das Kind war, das sie einst genährt hatte. Doch ab und zu, drei- oder viermal im Jahr, besuchte er sie fortan an ihrem Marktstand.

»Morgen nehme ich mir zwei Stunden Zeit und lasse mich bei meiner Adoptivmutter blicken«, sagte er dann immer, wenn er mit Bundó und Petroli auf dem Rückweg nach Barcelona war; er sagte es unvermittelt, als würde er am Steuer laut denken.

Da Gabriel ein katholischer Name ist, akzeptierten die Ordensschwwestern gern die Wahl, die die unbekannte Mutter getroffen hatte, und beschränkten sich darauf, die Nachnamen für den Säugling auszusuchen. Es waren gängige Findelkindnamen: Delacruz Expósito. Damals, in den ersten Jahren der Franco-Diktatur, hatten sie den Charakter eines Passierscheins und öffneten manche Tür. Wenn die Leute sie vernahmen, wurden sie von Mitleid ergriffen und malten sich aus, dass hinter dem Gesicht des elternlosen Knäbleins ein im Bürgerkrieg gefallener Vater stehen musste oder eine arme Mutter, die ihre unzähligen Kinder nicht alle hatte durchbringen können. Manch fromme Frau bekreuzigte sich, wenn sie die beiden Namen hörte.

Wir Söhne haben sie nicht geerbt. Unsere Mütter waren mit dem Vater nicht verheiratet, also tragen wir nur ihren Nachnamen. Manchmal machen wir uns aber den Spaß, einander, in unsere jeweilige Sprache übersetzt, bei dem Nachnamen zu nennen, den wir vom Vater abbekommen hätten. Chris könnte Christopher Cross heißen, wie der amerikanische Sänger, oder auch Chris of the Cross, was noch weltläufiger klänge – wie der Name eines Zaubers in Las Vegas. Christof wäre ein von Kreuz, wobei man an einen Oberst aus dem Deutschen Kaiserreich denken würde, und Christophe hätte den Nachnamen eines Malers aus dem Louvre: Delacroix. Am treuesten würde sich Cristòfol zeigen, der entweder ein Delacruz bliebe, wie der heilige Mystiker Juan, oder sich allenfalls zu Delacreu katalanisieren ließe.

Die meisten Waisen, die im Geburtskrankenhaus aufpäppelt und dann in die Casa de la Caritat übergeben wurden, trugen irgendeine Variante derselben Nachnamen wie unser Vater. Als wären sie auf ihre Art Geschwister. Doch der Einzige unter ihnen, von dem Gabriel wirklich wie von einem leiblichen Bruder sprach, war Bundó. Sie waren so gut wie gleich alt, unser Vater hatte Bundó wenige Wochen voraus, und sie wuchsen zusammen auf. Ihre Freundschaft hielt ein ganzes Leben lang, sie überdauerte die Tyrannei des Kinderheims ebenso wie die Tyrannei der Umzugsfahrten, und nur ein schreckliches Unglück vermochte die beiden zu trennen. Wie es so ist im Leben, wird irgendwann auf den Seiten, die wir hier füllen, von den Einzelheiten dieses für eine ganze Reihe von Menschen verhängnisvollen oder schicksalhaften Unglücks die Rede sein müssen.

Getragen von der gemeinsamen Erinnerung der beiden Freunde, könnten wir uns nun in die labyrinthischen Flure

des Armenhauses zurückversetzen, wo ein kleiner Junge an der Hand einer Nonne, die nach Kerzenwachs riecht, über die mit Zotal desinfizierten Bodenfliesen trippelt. Wir könnten dabei sein, wenn die Waisen nachts ausbüchsen, wenn sie ihre Abenteuer erleben und bestraft werden, wir könnten uns ausmalen, wie rau sich ihre alten weitergereichten Kleider anfühlen, wir könnten bewundern, mit welcher Gewitztheit sie lernen, allein zurechtzukommen.

Aber fürs Erste, damit alles mehr Sinn und Zusammenhang ergibt, wollen wir ein halbes Jahrhundert später einsetzen; und ohne uns von Barcelona wegzubewegen – als wären all die Reisen unseres Vaters bloß ein Gewirr von Strichen auf einer Europakarte –, treten wir in die Wohnung ein, in die er sich für mehr als ein Jahrzehnt zurückzog.

Cristòfol hat das Wort.

»Moment bitte«, wirft Christof ein. »Ich finde, wir sollten diesem Teil einen eigenen Titel geben. Schön feierlich.«

Cristòfol hat das Wort.

Carrer Nàpols

Also gut. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt, und es ist siebenundzwanzig Jahre her, dass ich meinen Vater zuletzt gesehen habe. So ein Satz könnte nach großer Tragödie klingen, wenn ihn eins dieser Weicheier sagen würde, die im Fernsehen ihre Familiendramen ausbreiten. In meinem Fall ist er aber nichts weiter als die Feststellung eines Zeitraums. Eben weil wir, wie schon erklärt, so sehr an seine Abwesenheit gewöhnt waren, muss die Rechnung dazu dienen, mein Erstaunen – um nicht zu sagen: meinen Schock – ver-

ständig zu machen, als ich nach all der Zeit wieder ein Lebenszeichen von ihm erhielt. Mit Lebenszeichen meine ich etwas Banales und Vages, nämlich dass ich einen Ort, an dem er gewesen war, auf dem Stadtplan von Barcelona markieren konnte. Der Anruf von der Polizei kam an einem ganz normalen Morgen. Ein Beamter stellte sich vor und fragte, ob ich Herrn Gabriel Delacruz Expósito kenne. Ein paar Sekunden lang musste ich überlegen, ich hörte mich den Namen sogar laut wiederholen.

»Ja, er ist mein Vater«, sagte ich. »Aber wir haben ihn seit vielen Jahren nicht gesehen und auch nichts mehr von ihm gehört. Wir hatten ihn schon ganz vergessen.«

»Verstehe. Ich muss Ihnen mitteilen, dass wir ihn nun offiziell als vermisst führen. Vermisst, wohlgemerkt, das heißt nicht unbedingt, dass er tot ist. Aber seit einem Jahr fehlt von Ihrem Vater jede Spur. Seine Miete und auch die anderen Kosten für die Wohnung hat er nicht mehr bezahlt. Gas, Wasser und Strom sind längst abgeschaltet. Der Eigentümer wollte wissen, wo sein Geld bleibt, und hat uns deshalb verständigt. Zur gleichen Zeit wandten sich auch die Nachbarn an uns, da sie seit einigen Tagen einen Verwesungsgeruch im Treppenhaus bemerkt haben wollten. Wir haben das ernst genommen, sind in die Wohnung gegangen und haben da niemanden gefunden. Alles machte einen geordneten Eindruck. Sie können sich denken, dass die Nachbarn ein Haufen von Hysterikern sind. Die Frage ist nun, was Sie als nächster Angehöriger des Verschwundenen zu tun gedenken. Wollen Sie die Miete und die überfälligen Gebühren für ihn begleichen, während Sie ihn suchen, oder wollen Sie die Wohnung auflösen und seine Sachen mitnehmen?«

Während Sie ihn suchen.

»Wie sind Sie denn auf mich gekommen?«, war die einzige Frage, die ich zustande brachte.

»Da mussten wir nicht lange ermitteln. Wir fanden Ihren Namen auf einem Zettel, der auf dem Nachttisch lag wie der Abschiedsbrief eines Selbstmörders. Es war aber kein Abschiedsbrief. Auf dem Zettel standen noch drei andere Namen, doch Ihrer war der einzige, den wir im Melderegister fanden.«

Zwei Tage später, frühmorgens, damit ich das Tageslicht ausnutzen konnte, holte ich mir bei der Polizei die Wohnungsschlüssel ab. Der Beamte zeigte mir den Zettel. Die drei anderen Namen waren die der drei Christofs, aber da wusste ich natürlich noch nicht, wer sie waren oder dass es sich überhaupt um echte Namen handelte. Für mich sah das eher nach einem Sprachspiel aus. Die vier Mütter erwähnte der Vater auf dem Zettel nicht. Ich hatte meiner Mutter am Tag zuvor von der Sache erzählt und sie gebeten, mich zu begleiten, aber sie hatte mich überredet, alleine zu gehen.

»Bist du nicht neugierig?«

»Nein. Du erzählst es mir dann.«

Wenn etwas sie erschreckt oder enttäuscht, war es schon immer ihre Art, völlig desinteressiert zu tun. So auch jedes Mal, wenn die Sprache auf meinen Vater kam.

Die Wohnung, aus der Gabriel verschwunden war, liegt im ersten Stock eines Hauses im Carrer Nàpols, Ecke Almogàvers, ganz nah beim Parc de la Ciutadella. Ein hässlicher Bau aus den Fünfzigerjahren mit einer Autowerkstatt im Erdgeschoss. Man wisse, hatte mir der Polizeibeamte gesagt, dass mein Vater mehr als zehn Jahre lang unter dieser Adresse gelebt habe. Die Wahl überrascht mich nicht, wenn es sein Ziel war, sich zu verstecken. Mitte der Achtziger-

jahre gammelte dieser Teil der Stadt halb verfallen vor sich hin; ein Niemandsländ mit dem Charme eines aufgegebenen Gewerbegebiets. Der Nordbahnhof, noch unrenoviert, zerbröselte inmitten einer Brache voller Ratten und benutzter Kondome. Im Gerichtsgebäude wimmelte es morgens wie in einem Ameisenhaufen, aber es schloss am frühen Nachmittag und sank dann in einen drückenden, dämmrigen Halbschlaf. In diesem Abschnitt des Carrer Almogàvers gab es sonst nur Werkstätten und Speditionshallen, und die Lastwagen verpesteten alles mit ihrem Dieselgestank. Vielleicht, denke ich jetzt, zog Gabriel hierher, weil er den Geruch mochte. Die Einzigen, die ein wenig Leben in das Viertel brachten, waren die Transvestiten, wenn sie abends an den Straßenecken Position bezogen. Im gelben Laternenlicht staksten sie mit grell geschminkten Gesichtern in ihren Stöckelschuhen und hautengen Kleidern auf und ab wie Zombies, versuchten Kunden anzulocken, die im Auto ihre Runden drehten, und schickten jeden, der nicht hielt, mit einem untoten Schrei zum Teufel.

Ganz in der Nähe, an einer Sprachschule am Passeig de Sant Joan, gleich beim Triumphbogen, besuchte ich zu der Zeit Englischkurse. Nun denke ich oft, dass ich an einem dieser Winterabende, wenn ich mir noch in der Bar Lleida die Zeit bis zum Unterrichtsbeginn vertrieb, meinem Vater hätte begegnen können. Zwei neutrale Blicke, die sich für eine Sekunde kreuzen, gleich wieder trennen, und jeder geht zurück in seine eigene Welt. Gut möglich, dass das passiert ist, und der Gedanke erfreut mich nicht besonders.

Ich schloss die Tür zu der Wohnung mit notarieller Kühle auf. Ich gebe zu, dass ich mir nicht wirklich überlegt hatte, was ich dort wollte. Mich ein bisschen umsehen, vielleicht zufällig irgendeinen Hinweis darauf finden, wo Ga-

briel (Vater nannte ich ihn längst nicht mehr) abgeblieben war, dann das Ganze so schnell wie möglich wieder vergessen. Ich hatte nicht die geringste Lust, nach ihm zu suchen, geschweige denn seine Miete zu zahlen.

Beides habe ich dann ja doch getan.

Obwohl die Wohnung kalt und muffig war, fand ich sie von Anfang an heimelig und ging mit einem erleichternden Gefühl von Nähe durch die Räume. Ich muss diese Auffassung von Behaglichkeit wie eine genetische Prägung in mir getragen haben. Als hätte ich es schon tausendmal getan, zog ich eine Jalousie im Esszimmer hoch, und ein schwacher Lichtschein fiel herein. Einen Meter vor dem Fenster ragte die Wand des Parkhauses auf, mit dem der Innenhof des Blocks zugebaut ist. Gabriels Abwesenheit ließ sich überall in der Wohnung spüren, zumal sämtliche Möbel unter einer ätherischen Staubschicht lagen, doch mir schien der Anblick weder deprimierend noch bedauerenswert. Es herrschte nicht die gelähmte, starre Atmosphäre, die sich der Gegenstände eines Hauses bemächtigt, wenn der Bewohner plötzlich gestorben ist, sondern alles wirkte wie ein Stilleben, wie eine genau durchdachte Komposition. Auf dem Esstisch erwartete ein Dutzend Nüsse in einem Palmenkorbchen ihr Schicksal, wobei ihnen ihr Henker Gesellschaft leistete, und daneben sehnten sich eine französische Streichholzschachtel und eine halb abgebrannte Kerze im Hals einer Colaflasche nach den Nächten ohne Licht. Ein Schuhlöffel aus rostfreiem Stahl hielt seit einer Ewigkeit sein Gleichgewicht auf der Armlehne eines schwarzen Kunstledersessels. Eine Wanduhr, stehen geblieben um drei Minuten nach eins, hatte es satt, aus eigener Kraft zweimal täglich um ihr Zifferblatt zu laufen, und bat schweigend darum, dass jemand sie aufzog.

Ich erwähne diese oberflächlichen Einzelheiten – und ich könnte noch viel mehr davon auflisten –, um einen Eindruck von der Apathie zu vermitteln, die die ganze Wohnung ausstrahlte. Während ich durch die Zimmer ging, ohne etwas zu berühren, dachte ich: Ganz so, wie der Vater selbst war, ganz so, wie meine Mutter und ich ihn gekannt hatten; wenn etwas deutlich wird, dann nichts Wichtiges oder Erhellendes. Mir ging noch ein Ausdruck durch den Kopf, der hier gewiss übertrieben ist, aber ich will ihn trotzdem hinschreiben: *lebendig begraben*.

Ich hatte nun die Lust verloren, war im Begriff zu gehen, die Tür hinter mir abzuschließen und die Sache auf sich beruhen zu lassen. Da fiel mir wieder der Zettel ein, den die Polizei auf dem Nachttisch gefunden hatte, und plötzlich erschien er mir wie eine Aufforderung zum Herumschnüffeln. Warum diese Liste mit vier Varianten eines Vornamens, Cristòfol, Christophe, Christopher, Christof, mit jeweils einem Nachnamen dazu? Und warum war ich der Erste auf der Liste?

Ich ging ins Schlafzimmer, zog die Nachttischschubladen auf und fand nichts Interessantes. Neben dem Bett stand ein dreitüriger, verspiegelter Wandschrank. Hinter der ersten Tür mehrere Fächer voller Handtücher und Bettzeug. Ich tastete, ob zwischen der Wäsche etwas versteckt war, das ist ja nicht unüblich, aber ich brachte nur zwei Lavendelsäckchen zutage, die ihren Duft verloren hatten. Hinter der zweiten Tür befand sich Kleidung des Vaters. Eine Sammlung von Hemden, Pullovern, Sakkos und Hosen, das meiste schon sehr alt, hing hoffnungslos von der Stange. Einige hölzerne Bügel, nackt wie entfleischte Schlüsselbeine, erweckten den Eindruck, der Vater habe beim Aufbruch nicht viel zum Anziehen mitgenom-

men. Am Boden des Schrankes verkümmerten mehrere Paar Schuhe. Ich strich mit der Hand über die Kleidung, als wollte ich sie trösten, und im letzten Moment fiel mir eine Jacke auf. Eine alte Wende-Lederjacke mit abgeriebenen Ellenbogen. Ich erinnerte mich, dass der Vater sie oft getragen hatte, wenn er uns besuchte. Ich nahm sie vom Bügel, um sie mir genauer anzusehen und auch, wie als Kind, daran zu riechen. Doch als ich sie mir an die Nase hielt, fiel etwas heraus. Ein Stückchen Pappe. Ich bückte mich danach und wunderte mich: Es war eine Karte aus einem Pokerspiel, das Kreuz-Ass. Ich steckte es mir in die Tasche und wollte die Jacke zurück in den Schrank hängen. Doch als ich sie mit einer etwas ruppigen Bewegung zwischen die anderen Kleider quetschte, fiel wieder eine Spielkarte zu Boden, diesmal aus einem Sakko. Der Herz-König. Nun griff ich mir mit beiden Händen vier oder fünf Stücke auf einmal, schüttelte sie, und es erschienen noch mehr Karten. Ich sammelte sie ein, alles Könige und Asse, Damen und Buben. Manche wiederholten sich. Also zog ich eine weitere Jacke aus dem Schrank, diesmal ganz vorsichtig, und krepelte die Ärmel um. Im linken war der Saum vorsichtig aufgetrennt worden, und zwischen Futter und Stoff lebte, stolz und schicksalsergeben, ein Karo-König im Exil.

Die Entdeckung faszinierte mich derart, dass ich nun doch beschloss, meinen Vater zu finden. Um jeden Preis. Systematisch begann ich alle Schränke, Regale und Schubladen in der Wohnung abzusuchen. So hättet ihr es doch an meiner Stelle auch gemacht, oder, Christofs? Ich durchwühlte jede Ecke in der Küche, im Esszimmer und im Bad. In einem toten Winkel der Wohnung, in den kein Tageslicht dringt, fand ich eine Art Rumpelkammer, etwa sechs

Quadratmeter groß und angefüllt mit unzähligen Regalbrettern. Eine Vierzig-Watt-Birne hing von der Decke. Ich drückte auf den Schalter, aber es gab ja keinen Strom. Also holte ich die Kerze aus der Küche. Im flackernden Halbdunkel kam ich mir vor wie ein Forscher und der enge Raum schien mir wie ein Luftschutzbunker – oder wie das vollgestopfte Fahrerhäuschen eines Lkw. In diesem Kabuff hatte der Vater seine Erinnerungsstücke abgelegt. Er gab sich dabei nicht als besonders gewissenhafter oder nostalgischer Mensch zu erkennen, die Ansammlung war eher Zeugnis einer nomadischen Existenz. Gleichwohl liegt auf der Hand, dass die Dinge, die Gabriel nach einem halben Leben auf Achse tatsächlich aufbewahrt hat, einen wesentlichen Teil seiner Biografie ausmachen müssen.

Ich trug ein paar Pappschachteln hinüber ins Esszimmer, um sie mir bei Tageslicht anzuschauen. Eine nach der anderen öffnete ich und vertiefte mich so sehr in meine Funde, dass es darüber dunkel wurde. Immer wenn ich auf ein wichtiges Dokument oder ein besonders erinnerungsbeladenes Stück stieß, legte ich es auf dem Tisch ab, um mich in Ruhe damit zu befassen. So häufte ich nach und nach Einzelteile einer verschlungenen Geschichte an, und mich beschlich das Gefühl, der Vater hätte das alles bewusst arrangiert. Eine schwarze Mappe mit dem Emblem des spanischen Konsulats in Frankfurt am Main enthielt zum Beispiel all seine abgelaufenen Führerscheine und Pässe, voll mit Zollstempeln aus halb Europa. In einer alten Kakao-dose aus Messing, auf der afrikanische Kinder abgebildet waren, bewahrte er etwa zwanzig Briefe auf, die ihm Petrol geschickt hatte, als sie beide nicht mehr bei dem Umzugsunternehmen arbeiteten. Und ganz unten in der Dose überdauerte, schon ganz vergilbt, eine andere Art von Kor-

responzenz: die erotischen Geschichten, die er und Bundó damals im Heim füreinander geschrieben hatten.

Eine weitere Mappe – diese hier, diese hier, diese hier! – beherbergte einen Haufen Papiere über uns vier. Namen, Adressen, Kopien der Geburtsurkunden, Fotos von uns und unseren Müttern, Bilder, die wir als Kinder gemalt hatten und die er als Schuldscheine mit sich nahm ... Von allen Mappen war diese die zerfleddertste, offenbar am häufigsten zur Hand genommene, und das sage ich ohne Eitelkeit. Verblüfft begann ich sie durchzugehen und konnte nicht mehr damit aufhören. Natürlich erkannte ich bald die drei anderen Namen von dem Nachttischzettel wieder, Christof, Christophe, Christopher, als sollte es ein Witz sein. Ich suchte mir ein leeres Blatt und einen Kuli und notierte alle Details, anhand derer sich die unfassbare Enthüllung würde überprüfen lassen. Je mehr ich herausfand, desto größer wurde das Rätsel um Gabriel.

Am Abend, als ich mit der Metro zur Wohnung meiner Mutter fuhr, erschüttert und sprachlos, weil ich an diesem Nachmittag, neben vielem anderen, erfahren hatte, dass ich, über den Kontinent verteilt, drei Halbbrüder habe, da kam mir plötzlich ein Bild aus meiner frühen Kindheit wieder in den Sinn. Das Bild eines Mannes – meines Vaters –, der sich bei aller scheinbaren Gelassenheit ständig mit der linken Hand am linken Ärmel herumzupft. Eine schnelle und mechanische, unnatürliche Geste, ein Tick.

UNVOLLSTÄNDIGE WAISEN

»Sind wir Waisenkinder?«

»Alle vier sind wir Einzelkinder eines Einzelkinds. Nein, zweier Einzelkinder, unsere Mütter sind ja auch welche. Man könnte sagen, solange wir einander noch nicht kennen, waren wir Geschwisterwaisen – wenn es so was gibt.«

»Unvollständige Waisen.«

»Nach Cristòfols Anruf, als ich plötzlich wusste, dass ich drei Halbbrüder habe, stellte ich mir vor, wir müssten irgendein Geburtstal gemeinsam haben. Ein geheimes Erkennungszeichen, mit dem der Vater uns schon in der Wiege markiert hätte, wie die ausgesetzten Prinzen im Märchen. Ich habe etwas in der Art an der rechten Schulter, so was wie eine Narbe. Es hat die Form eines rennenden Windhunds mit sehr dünnen Beinen. Habt ihr das zufällig auch?«

»Nein.«

»Nein.«

»Ich ja, aber auf der linken Pobacke, und es ist keine Narbe, sondern ein Leberfleck. Sieht auch nicht wie ein Hund aus. Als ich klein war, sagte meine Mutter mal, ich saß in der Badewanne, das sei das Segel von einem Segelschiff und ein paar kleine Punkte ringsum seien die Gischt. Aber ich erkenne darin eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln.«

»Ah, wenn wir von solchen Hautflecken sprechen, da habe ich auch einen. Sieht aus wie der Schweif eines Kometen, der die Umlaufbahn um meine rechte Brustwarze fliegt.«

»Übrigens, was für Geschenke brachte er euch mit, wenn er zu Besuch kam? Mir hat er einmal eine Spielzeug-Ukulele geschenkt.«

»Ich bekam das Plastiks Schlagzeug. Und eine Trommel, die fehlte, habe ich durch eine Seifenschachtel ersetzt.«

»Du Glückspilz! Ich wünschte mir nichts sehnlicher als ein Schlagzeug. Stattdessen brachte er mir so ein albernes Kinderklavier mit, mit nur acht Tasten. Ich hatte sofort die Nase voll davon.«

»Und ich kriegte eh nur das, was ihr übrig gelassen hattet. Als ich geboren wurde, lebte der Vater ganz ruhig in Barcelona und besuchte euch schon nicht mehr. Manchmal, wenn er zu uns kam, also zu meiner Mutter und mir, suchte er vorher irgendein Stück aus und brachte es mir bei. Zum Beispiel ein kaputtes Mikrofon. Die Batterien waren ausgelaufen und in der Kapsel festgetrocknet, aber ich benutzte es trotzdem. Wenn die Jungs aus dem Viertel mich nicht mitbolzen ließen, weil ich angeblich nicht gut genug war, habe ich mir das Mikro genommen und Fußballreporter gespielt.«

»Du hast keinen Grund, dich zurückgesetzt zu fühlen, Cristòfol. Immerhin hattest du den Vater noch, als er uns schon fehlte. Ach, und die vier musikalischen Mitbringsel waren sicher alle aus derselben Beute. Von vier reichen Geschwistern.«

»Mir fällt noch was ein: In der Schule gaben alle Kinder mit ihren Vätern an. Wenn es Streit gab, hieß es, mein Vater kommt und schneidet dir mit der Säge den Kopf ab

(Tischler) oder haut dir die Spitzhacke in die Brust (Bauer) oder reißt dir mit dem Engländer das Ohr ab (Automechaniker). Als sie mich fragten, was mein Vater mache, sagte ich ihnen erst, dass ich darüber nicht sprechen könne, und dann, mit gesenkter Stimme: Mein Vater ist Geheimagent. Dass er mit einem Umzugslasterkreuz und quer durch Europa fahre, sei nur Tarnung. Diese Lüge verschaffte mir hohes Ansehen.«

»Ich erzählte ihnen, mein Vater sei untergetaucht und Scotland Yard würde ihn suchen. Er sei einer der Zugräuber von Glasgow, und eines Tages würde er steinreich zu uns zurückkehren. Damit machte ich mich auch ziemlich beliebt, aber ich kriegte Ärger mit meiner Mutter, weil andere Eltern sich beschwerten.«

Und so weiter. Und so weiter. Und so weiter.

Sind wir Waisenkinder? Nein, sind wir nicht. Zumindest noch nicht. Es wäre eine Unart verzogener Knaben, diesen Status für uns in Anspruch zu nehmen. Als könnten wir damit all das, was an der Kindheit unseres Vaters abenteuerlich war, auch für uns reklamieren, bloß ohne das Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit, das ihn die ganze Zeit begleitet haben muss. Manchmal, wenn wir uns zu viert unterhalten, kommen wir zu dem Schluss, alles Spätere – das Leben im Umzugslasterkreuz, das ständige Unterwegssein und danach, als er nicht mehr reiste, diese krankhafte Heimlichkeit, also dass er sich vor aller Welt versteckte – sei nur eine Folge seiner unbehausten Kindheit gewesen. Allerdings schlug er selbst, wenn er über jene Jahre sprach, weder einen fatalistischen noch einen grollenden noch einen herablassenden Ton an. Er fand sich einfach damit ab.

Stellen wir uns den verschlossenen und ängstlichen kleinen Jungen vor, der im Jahr 1945, kurz vor seinem vierten

Geburtstag, in die Casa de la Caritat kam. Auch wenn er es selbst nicht wusste, trug er damals das Stigma des Kriegskindes. Weiß der Kuckuck, woher diese ausgesetzten Rotznasen kommen, sagten die Leute. Von Dirnen, von Müttern ohne Mann, von dummen oder schamlosen Dienstmädchen, die sich hatten schwängern lassen ... Und schlimmer noch: Es könnten die Kinder von roten Separatisten sein, die an der Front gefallen waren. Durch ihre Adern floss das Blut des Teufels. Bei einem solchen Umfeld war das Waisenhaus wohl längst nicht das Schlimmste, was einem passieren konnte.

Die Ordensschwwestern regelten im Heim den Alltag, und Lehrer gaben den größeren Kindern Unterricht. Die kleineren, wie Gabriel, lebten eingehüllt in katholische Spiritualität. Selbst die Mahlzeiten verwandelten sich in Religionsstunden. Kein Brei wurde ohne den Heiligenkalender verfüttert: »Dieses Löffelchen für Sankt Pelagius, Märtyrer der Keuschheit ..., dieses für Sankt Stephanus, der der erste Märtyrer war und zu Tode gesteigt wurde ..., dieses für Sankt Cosmas und Sankt Damian, Zwillingbrüder, die enthauptet wurden ..., dieses für die heilige Engratia, Schutzpatronin von Zaragoza, die man, an ein Pferd gebunden, durch die ganze Stadt schleifen ließ ...«

Der Singsang hatte sich dem Vater tief ins Gedächtnis eingebrannt und ebenso die seltsame Verbindung, die er zwischen dem Essen und den grausamen Märtyrertoden stiftete.

Nachmittags las eine der frommen Schwestern Auszüge aus dem Katechismus vor, und die Zöglinge mussten sie auswendig lernen. Zwar konnten die Nonnen durchaus mütterliche Zuneigung zu ihnen fassen, vor allem, wenn sie schon als Kleinkinder ins Waisenhaus kamen, aber es

herrschte strenge Disziplin. An Strafen, Drohungen und Gardinenpredigten wurde nicht gespart. Die Kinder fanden dennoch immer wieder Wege, sich auszutoben. In Gabriels Erinnerung fühlte sich das Heim Jahre später wie ein Fegefeuer an; ein mildes Fegefeuer, denn die Hölle trug für die kleinen Insassen damals den Namen *Asyl Duran*. Waren sie im Begriff, Unfug zu machen – oder eine Scheußlichkeit zu begehen, wie die Nonnen sagten –, so reichte die bloße Erwähnung dieser Besserungsanstalt im Norden der Stadt, um sie vor Furcht erstarren zu lassen. In der Hölle des *Asyl Duran*, so hieß es, würden die Kinder nachts ans Bett gefesselt, damit sie nicht ausbüchsen konnten, und trugen die Köpfe kahl rasiert, zur Vorbeugung gegen Läuse. Einer der Gärtner, die sich um die Gemüsebeete der Casa de la Caritat kümmerten, war für die finstersten Schauernmärchen zuständig. Kamen ein paar Kinder beim Versteckspiel seinen Pflanzen zu nahe, dann griff er sie sich und stauchte sie zusammen: Im *Asyl Duran* – wo sie enden würden, wenn sie nicht artig wären – müssten Kinder, die im Gemüse herumtrampelten, zur Strafe jeden Tag Ratten und Kakerlaken essen und sie zuvor eigenhändig in den Kellern und Abwasserrohren des Gebäudes einfangen.

Der Lauf der Zeit verformt unweigerlich die Realität. In seiner Eigenschaft als Professor der Quantenphysik besteht Christophe darauf, dass wir diesen Satz hier festhalten: *Der Lauf der Zeit verformt unweigerlich die Realität*. Die acht Jahre, die Gabriel in der Casa de la Caritat verbrachte, stapelten sich schlecht getarnt in einer dunklen Ecke seines Gedächtnisses, als gehorchten sie zwar dem Befehl, nicht aufzufallen, als sträubten sie sich aber dagegen, ganz vergessen zu werden. Immer seltener kam es vor, dass ein Bild oder eine Szene von damals ihm wieder vor Augen trat.

Sein zehnter Geburtstag, als die älteren Jungen ihn um Mitternacht entführten und ihn zum ersten Mal ins kleine Museum des Heims brachten, um ihm dort ein fluoreszierendes menschliches Skelett zu zeigen (»Und ob es sich bewegt hat! Wenn du genau hinschaust, siehst du, dass es lacht«). Die gekünstelte Warmherzigkeit, in die jedes Jahr zu Weihnachten alles verfiel, wenn irgendein Behördenvertreter kam und Geschenke brachte und sich die Ordensschwester, die Lehrer und sogar der Gärtner vermeintlich alle Mühe geben mussten, vor den Kindern etwas sehr Trauriges zu verheimlichen und in der Öffentlichkeit die Tränen zurückzuhalten. Als Gabriel jung war, hatten ihn solche Erinnerungen oft ohne Vorwarnung und gegen seinen Willen heimgesucht, doch nach und nach lernten sie, nicht zu stören. Nur ein paar wenige Episoden waren ganz lebendig geblieben, und zwar die, an die er mit Bundó gemeinsam zurückdachte, wenn sie im Lkw saßen. Sie wärmten sie in regelmäßigen Abständen auf, den Anstoß gab immer irgendein Ereignis auf der Fahrt (ein Lied im Radio, ein Ortsname, eine Werbetafel am Straßenrand), und sie hatten es eingeübt, sich beim Erzählen abzuwechseln. Beide fügten sie dabei immer neue Details hinzu und erlaubten sich kleine Variationen. Das unverdrossene Wiederkäuen konnte Petroli zur Verzweiflung bringen. Da er ein besseres Gedächtnis hatte als seine Kollegen, fiel ihm jede Abweichung sofort auf, aber wenn er sich einmischte, schnitten sie ihm gleich das Wort ab: was er denn zu wissen glaube, er sei doch nie in der Casa de la Caritat gewesen. Petroli war ein gutmütiger Mensch und ließ sie reden. Die häufigste, berühmteste der Geschichten, die sie nun nicht mehr gemeinsam aufleben lassen können, war die von der hinkenden Nonne und ihrem Geheimnis.

Uns erzählte sie der Vater, als wäre es eine Gutenachtgeschichte. Wir waren zu klein, um sie wirklich zu verstehen, aber es betörte uns, wie er dabei die Stimme verstellte. Bis heute klingt uns im Ohr, wie langsam und bedeutungsschwer er jedes Wort artikulierte – auch wenn er den Zauber oft selbst zerstörte, indem er etwas falsch übersetzte oder unverständlich aussprach. Da wir Kinder waren, die nach Zuneigung lechzten, machten wir es uns zur Aufgabe, die unzusammenhängenden Details der Erzählung still miteinander zu verbinden.

Schwester Elisa, hob der Vater an, war sehr groß und trug immer die schwarze feierliche Ordenstracht. So erinnerte sie mit ihrem humpelnden Gang an eine verletzte Krähe. Wenn die Kinder sie, kurz nach ihrem Eintritt ins Waisenhaus, zum ersten Mal erblickten, fingen die meisten von ihnen an zu weinen. Zwar tat sie nichts, um sie zu erschrecken, andererseits lächelte sie auch nie. Ihr rundes Gesicht, eingerahmt von der weißen Haube, die ihr über dem Kopf aufragte wie das Geweih eines Fabeltiers, schimmerte nachts, oder wenn sonst wenig Licht war, wie ein bleicher Mond in der Luft. Stets hielt sie die Lippen mürrisch verzogen, erstarrt in einer Grimasse des Schmerzes darüber, dass sie hinkte. Sie sagte fast nie ein Wort, und ihr Schweigen war ansteckend. Wo sie auftauchte, brach jedes Gespräch ab, alles verstummte. So seltsam es klingen mag: Die hinkende Nonne hatte ein Holzbein. Das rhythmische Tock-tock-tock ihrer Schritte ließ die Stille, die sie verbreitete, noch unheilvoller erscheinen. An dieser Stelle schwieg auch der Vater und pochte plötzlich mit den Fingerknöcheln vier-, fünfmal gegen den Nachttisch, den Kleiderschrank, den Stuhl oder was er sonst Hölzernes zur Hand hatte. Da blieb uns schier das Herz stehen; oder wenn es

noch schlug, dann im selben schleppenden Takt wie Vaters Knöchel.

Das Geheimnis der hinkenden Nonne war, dass niemand ihr Holzbein je zu Gesicht bekommen hatte. Verborgен unter der schlecht sitzenden Tracht, heizte es die Fantasie jedes Kindes in der Casa de la Caritat an. Es wurde zur Obsession, mit der sie alle aufwuchsen, und am Ende schien es ein Ding mit eigenem Leben zu sein. Wann immer Schwester Elisa einen Flur entlangging, ins Klassenzimmer trat, um dem Lehrer etwas auszurichten, oder die Schüler zur Kirche begleitete, starrten alle wie gebannt auf ihr Ordenskleid, auf die Stelle, unter der sich das Bein befinden musste. Manchmal, wenn die Nonne einen zu großen Schritt machte oder wenn sie für einen Moment innehielt, zeichnete sich unter dem schwarzen Stoff eine seltsame Form ab, wie ein quer stehender, übel gebrochener Knochen. Hatte sie die Aufsicht über die Schlafsäle, so machte das wiederkehrende Tocktocktock auf den Bodenfliesen die Nacht noch schwärzer als sonst, ließ die Betttücher gefrieren und das Blut in den Adern stocken. Die Albträume waren zyklisch.

Haarsträubende Geschichten über den Ursprung des falschen Beins wurden von den Großen an die Kleineren weitergegeben und sorgten dafür, dass der Mythos nicht verblasste. Eine der ausgefeiltesten Legenden besagte, eines Abends, als Schwester Elisa trotz eines schweren Gewitters in Gedanken versunken allein im Garten unterwegs gewesen war, sei ein Blitz zu ihren Füßen eingeschlagen und habe ihr das eine Bein bis zur Hüfte hoch verkohlt; und zwar so, dass es qualmte wie eine schlecht gelöschte Fackel. Derselbe Blitz habe von der Eiche, unter der die Ordensschwester Schutz gesucht hatte, den dicksten Ast heruntergerissen. Von dem Lärm aufgeschreckt, kam der

Gärtner gerannt, um zu sehen, was mit seinem Lieblingsbaum geschehen war. Er rettete die Nonne vor dem Tod und legte am Fuß des Baumes ein Gelübde ab: Wenn durch die Gnade Gottes beide überlebten, Schwester Elisa und die Eiche, so würde er aus dem Holz des abgerissenen Asts ein Bein für Elisa schnitzen. Der Sage zufolge war der Gärtner der Einzige, der wusste, wie das Bein aussah. Doch er verriet nie ein Sterbenswörtchen darüber. Die Geschichte wurde weitergesponnen; so munkelte man, der Eichenast habe nun begonnen auszutreiben, und bald schon werde das Bein der Nonne Blätter tragen. Dann wieder hieß es, die Beinprothese stamme in Wahrheit von einer alten Schaufensterpuppe aus dem Kaufhaus Can Jorba und sei innen hohl – daher das unheimliche Tock-tock-tock. Ein paar vorwitzige Burschen, die schon *Die Schatzinsel* gelesen hatten, stellten sich unter dem Habit eine Piratenprothese wie die von Long John Silver vor: dünn wie ein Besenstiel und oben mit einer Pfanne, die dem Beinstumpf genau angepasst war. Wenn sie in die Nähe von Schwester Elisa kamen und auf ihre Vermutung anspielen wollten (was ihnen ein wertvolles Gefühl der Überlegenheit gegenüber den anderen Kindern gab), raunten sie: »Ho-ho-ho und 'ne Buddel Rum.«

Wir vier Christofs, jeder bei sich zu Hause und in verschiedenen Nächten, hörten von der schrecklichen Nonne, ohne viel zu verstehen. Der Vater, dem nicht klar war, wie viel Angst er uns einjagte, erzählte von ihr, wenn er uns zu Bett brachte. Beim Einschlafen trugen uns dann die Schauer der Furcht bis in die Schlafsäle der Casa de la Caritat. Wir wälzten uns schweißgebadet, strampelten Decke und Laken weg, und wenn wir dann verwirrt auffuhren und noch zwischen Traum und Wachsein hingen, dann

beruhigte uns die Gewissheit, dass im selben Saal wie wir auch der Vater schlief. Er würde uns beistehen, wenn die hinkende Nonne an unser Bett träte.

Nachdem der Vater sich endgültig aus unseren Leben verzogen hatte, blieb das Holzbein dennoch in unserer Fantasie gegenwärtig und ist es bis heute geblieben. Nicht mehr so furchteinflößend wie früher, aber noch immer sehr beeindruckend – und symbolkräftig wie eine Devotionalie. Auch das haben wir vier gemeinsam.

Vor einigen Jahren sprach Papst Johannes Paul II. bei einem dieser Messgottesdienste im Vatikan einen ganzen Schwung Märtyrernonnen selig, unter ihnen Schwester Elisa von der Casa de la Caritat. Damit war auf einmal ein Teil des Geheimnisses enthüllt. Sie verlor ihr Bein, als das Kloster Sankt Hieronymus in Barcelona in Brand stand und sie versuchte, ein paar Anarchisten daran zu hindern, ein Kreuzifix fortzuschleppen und zu schänden. Inmitten der Flammen und des dichten Qualms löste sich ein Holzbalken aus dem Dachstuhl der Kirche und zerschmetterte ihr das Bein. Die Anarchisten hielten sie für tot und ließen sie liegen, doch als sie wieder zu sich kam, half ihr eine göttliche Kraft, einige Meter weit zu kriechen und Hilfe herbeizurufen.

Wir wissen nicht, ob unser Vater von der Seligsprechung weiß, doch sicher dachten Hunderte von ehemaligen Heimkindern aus der Casa de la Caritat, als sie davon lasen oder den Bericht in den Fernsehnachrichten sahen, sofort lebhaft und mit einem Anflug von schlechtem Gewissen zurück an die Schreckensmomente und die nächtelangen Spinnereien, die diese hinkende, schweigsame und traurige Frau bei ihnen ausgelöst hatte. Wir sind außerdem überzeugt, dass unser Vater, wo immer er nun sei,

eine Angewohnheit aus jener Zeit weiter beibehält. Oft sagte er, wie es ja viele Leute tun, mitten in einer Unterhaltung: »Klopfen wir auf Holz«, um den Gedanken, dass etwas schiefgehen könnte, zu verscheuchen. Und dabei pochte er sich unweigerlich zwei- oder dreimal gegen das rechte Bein.

An seinen gesprächigeren Tagen erzählte er unseren Müttern noch andere Geschichten aus der Casa de la Caritat. Zumeist Anekdoten über kindliche Aufmüpfigkeit, Waisenhausabenteuer, die auf einen versohlenen Hintern oder einen Löffel Rizinusöl hinausliefen. Die Mütter lauschten und wurden von Mitleid ergriffen, und wenn sie ein zweifelndes Gesicht machten, sagte er ihnen: »Du glaubst mir nicht? Na, frag doch Bundó, der war auch dabei.«

Wenn Bundó und Petroli den Vater abholen kamen (je nach Zeitplan blieben sie auch mal zum Frühstück oder Abendbrot), nutzten die Mütter die Gelegenheit, um bei dem Kampfgefährten nachzubohren. Sie wollten wissen, ob er je das Holzbein der Nonne erblickt habe, oder baten um seine Version von den Ausflügen, die der Vater und er angeblich unternommen hatten, indem sie sich durch einen Abflussschacht beim Schulhaus zwängten und dann stundenlang durch die Kanalisation von Barcelona liefen, bis sie im Luftschutzbunker im Carrer Fraternitat landeten. Soll man ernstlich glauben, fragten die Mütter, dass im Untergrund der Stadt noch immer, seit den Kriegsjahren, Dutzende Menschen versteckt leben, die mittlerweile blind wie Maulwürfe sind, weil sie nie Tageslicht sehen? Bundó hörte ihnen lächelnd zu und blickte sich ab und zu nach dem Vater um, vielleicht weil er die Sprache nicht gut verstand. Am Ende aber bestätigte er jedes Mal die Wahr-

haftigkeit der Schilderungen mit einem geradezu wissenschaftlich-ernsten Gesichtsausdruck, wie ein Dr. Watson, der die Abenteuer seines Sherlock Holmes bezeugt.

Vielleicht weil er ein paar Monate später als Gabriel im Waisenhaus ankam, hatte Bundó unseren Vater dort immer als seinen großen Bruder betrachtet. Sein voller Name war Serafí Bundó Ventosa. Er kam aus einem Dorf im Penedés, und man kann sagen, dass er ein unvollständiger Waise war. Am Tag, als er zur Welt kam, ermordete das Franco-Regime seinen Vater. Die nicht ganz zufälligen Zufälle des Lebens. Sieben Monate schon wartete der Mann im Gefängnis in Barcelona auf den tödlichen Moment, angeklagt und verurteilt wegen Vaterlandsverrats und wegen des Versuchs, unerlaubt die Grenze zu übertreten; und ausgerechnet an diesem Tag im Morgengrauen musste es so weit sein. Wenn Bundó sarkastisch war, sagte er, er habe seinen ersten Schrei in dieser Welt im selben Augenblick ausgestoßen wie sein Vater seinen letzten, vor dem Erschießungskommando. Damit ihr nicht die Milch versiege, hielten die Krankenschwestern in der Geburtsklinik von El Vendrell die Nachricht eine Woche lang vor der Mutter geheim, aber schließlich mussten sie es ihr sagen, die Behörden bestanden darauf. Ihr Kind im Arm, erfuhr die junge Frau vom Tod ihres Mannes und weinte keine Träne. Sie wiegte nur das Neugeborene hin und her, ohne Unterbrechung und mit unbewegter Miene. Monate zuvor, als sie ihn im Gefängnis besucht hatte, hatten sie und ihr Mann ein wenig Trost darin gefunden, zusammen einen Namen für den Kleinen auszuwählen. Es war eine Art, gegen alle Wahrscheinlichkeit gemeinsam die Zukunft zu planen. In der Geburtsklinik überlegte sie es sich anders und entschied, der Junge solle Serafí heißen, so wie sein Vater.

Dann wurde sie wahnsinnig.

Nach einigen Tagen, als sie schon wieder zu Hause war, begann sie mit dem Baby zu reden wie mit einem Erwachsenen. Als wäre das Leben ein Teufelskreis, hatte sich bei ihr das Gehirn verdreht, und sie war überzeugt, dieser Säugling sei die Wiedergeburt ihres ermordeten Ehemannes. »Iss ordentlich, Serafí; sobald die Sonne aufgeht, musst du im Weinberg schuften«, mahnte sie, wenn sie ihn um Mitternacht stillte. Und neben sein Bettchen legte sie ihm die Kleider für den Morgen und das Werkzeug: die Espadrilles, die Spitzhacke, die Düngerspritze.

Da ihre Eltern früh gestorben waren und sie keine Angehörigen hatte, die sich um sie hätten kümmern können, zögerten die Ärzte nicht, sie in die Irrenanstalt Pere Mata in Reus einzusperren. Dort starb sie zehn Jahre später, einsam und verkümmert. Inzwischen war Bundó den Weg aller Waisen aus armen Familien gegangen: von der Notstation in die Casa de la Caritat. Und seine Erinnerung an die Mutter beschränkte sich auf das sehr undeutliche, kaum bewusste Bild eines Gesichts mit starrem Blick, das ihm in besonders traurigen Momenten blitzartig erschien. Vielleicht war es auch gar keine echte Erinnerung. Wir sagten es ja bereits: Auch für uns vier ist Bundó wie ein Bruder unseres Vaters. In jenen Jahren stiftete das Leben im Waisenhaus unerschütterliche Bündnisse und unerklärliche Anhänglichkeiten. Ganz auf sich allein gestellt, kamen die Kinder dorthin, und um zu überleben, bildeten sie heimliche Banden und schlossen noch heimlichere Blutsbrüderschaften. Die Entscheidung, ob man sich anfreundete, war instinktiv und gnadenlos. Du gefällst mir, du gefällst mir nicht. Eine solche willkürliche, nicht einmal für sie selbst fassbare Neigung war es auch, die Bundó und Gabriel in der Casa de

la Caritat vom ersten Tag an wie Pech und Schwefel sein ließ. *Carn i unglà. Hand in glove. Comme les doigts de la main.* Von den Fotos, die wir haben, und dem, was die Mütter und Petrolis sagen, wissen wir, dass Bundó groß und stämmig war. Wirklich dick wurde er nicht, weil das ständige Möbeltragen ihn in Form hielt, doch er aß gern und viel, und die Hosen saßen ihm immer ein bisschen eng. Die Mittagsruhe war ihm heilig, egal ob im Pensionszimmer oder im Lkw. Von klein auf hatte er ein weniger verschlossenes und berechnendes Naturell gezeigt als Gabriel, er war eher der Abenteurer und Draufgänger gewesen; auch in dieser Hinsicht ergänzten die beiden sich bestens.

Mit dem Älterwerden lernten sie, wenngleich es ihnen schwerfiel, manchmal Abstand zueinander einzunehmen. Fast ohne Unterbrechung lebten sie zusammen, erst in denselben vier Wänden, dann über den vier Rädern des Pegaso-Lasters. Erst spät wurde ihnen überhaupt bewusst, dass es Intimitäten gab, die sie beide in getrennten Räumen auslebten.

Ihre Vorlieben in Liebesdingen waren allerdings fast gegensätzlich. Unser Vater brachte es im Lauf der Jahre auf vier Familien in vier verschiedenen Ländern – ein Crescendo, das dann plötzlich abbrach, wir werden noch davon berichten. Bundó hingegen zog die ganz flüchtigen Begegnungen vor und pflegte Umgang mit dreißig, vierzig, fünfzig Frauen in diversen Landstraßenbordellen in Frankreich, Deutschland und Spanien – er kannte sie alle –, bis er eines Tages damit aufhörte, weil ihm ein Mädchen nicht mehr aus dem Kopf ging (auch darauf werden wir zurückkommen).

Andererseits spricht einiges dafür, dass sie beide die Neigung, nichts anbrennen zu lassen (entschuldigt bitte, liebe

Mütter), in der Jugend gemeinsam entwickelt hatten. Waren sie schon als Kinder große Fabulierer gewesen, sei es, um sich bei den Größeren Respekt zu verschaffen, sei es, um einander zu decken, wenn die Ordensschwwestern sie einer Untat verdächtigten, so trieb diese Kunst noch erstaunlichere Blüten, als sie etwa dreizehn Jahre alt und den ersten sexuellen Wallungen ausgesetzt waren.

»Diese Woche bist du dran«, sagte Bundó.

»Schon klar. Du kriegst sie morgen Abend. Ich schreibe sie in der Mathe-Wiederholungsstunde. Mit wem soll sie diesmal sein?«

»Ganz egal, ich finde es besser, wenn ich es nicht vorher weiß. Oder doch: Sophia Loren.«

»Wer?«

»Sophia Loren oder wie sie heißt. Die auf den Plakaten vor dem Kino Tivoli, die Italienerin mit Titten wie Wasserkrügen. Erzähl mir nicht, dass du dich nicht erinnerst ... Oder sonst nimm halt Carmen Sevilla. Oder beide auf einmal, das könnte doch lustig sein. Aber reg dich bitte nicht zu sehr auf dabei – wenn du dich aufregst, kriegst du so eine Sauklaue, dass es kein Mensch mehr lesen kann.«

Eigentlich war Gabriel derjenige, der immer langsam und sorgfältig schrieb und darauf achtete, dass die Zeilen gerade blieben, aber er widersprach nicht, denn er wusste aus eigener Erfahrung, wie wichtig ein sauberes Schriftbild war. Ein missratenes Wort, ein über die Seite verschmierter Tintenkleck, und schon verlor man aufs Fatalste den Faden.

Die Vertraulichkeit zwischen den Freunden hatte ihre Krönung in einem Pakt gefunden, der ihnen regelmäßig die Fantasie und noch anderes durchschüttelte: Woche für Woche tauschten sie eine erotische Kurzgeschichte

aus, mit dem je anderen als Helden. Eine vorn und hinten beschriebene Heftseite, auf der ein bisschen Rand gelassen war, reichte aus. Gabriel zeigte sich bodenständig und wollte stets, dass in den Geschichten, die Bundó für ihn schrieb, die Mädchen aus der Casa de la Caritat vorkamen. Sie bewohnten einen anderen Teil des riesigen Gebäudes, und man bekam sie kaum je zu Gesicht. Aber gerade dieses Zusammenleben auf Distanz konnte besonders erregend wirken. Gabriel verlangte leicht zu merkende Namen und glaubhafte Details, um sich den Mädchen nah zu fühlen. Bundó war träumerischer, er zog Kinodiven und exotische Szenarien vor. Mit der Zeit lernten beide, die Vorlieben ihres einzigen Lesers perfekt zu erfüllen.

Anfangs beschwerte sich Gabriel, Bundós Geschichten seien zu wenig leidenschaftlich und zu beschreibend. Was interessierte es ihn, ob auf dem Nachttisch eines Mädchens mit blondem Haar, blauen Augen und schneeweißer Haut ein Messbuch, ein mit Initialen besticktes Taschentuch sowie ein gerahmtes Bild der toten Eltern zusammen auf einem Spitzendeckchen lagen? Er brannte darauf, zu erfahren, was unter der Decke dieses Bettes geschah.

Die erste Geschichte, die er selbst für Bundó schrieb, geriet sehr lang, hatte zu viel Schwulst und zu wenig Fleisch, und der Held war ein gewisser Serafin. Bundó las sie auf der Toilette, wobei ihn eine neuartige Erregung am ganzen Körper zittern ließ. Doch obschon die dem Helden zugeschriebenen unerhörten sexuellen Fähigkeiten ihn sofort in Wallung brachten, erkannte er sich in der Figur nicht wirklich wieder. Vielleicht erschwerte es ihm die Identifikation, dass auch einer der Lehrer im Heim Serafin hieß. Gleich am nächsten Morgen forderte er, der Protagonist solle künftig schlicht als Bundó geführt werden. Gabriel tat

ihm den Gefallen, und Bundó kam sich dann unter diesem Nachnamen so gut beschrieben und erfasst vor, dass er den Serafí oder Serafín für alle Zukunft aus seinem Leben strich. Nur die Nonnen nannten ihn natürlich weiterhin so; wenn Muttergefühle sie überkamen, sogar Serafinín.

Nach vier, fünf Versuchen wurden die Geschichten runder. Sie hatten beide ein Händchen dafür. Sie schrieben sie nicht auf Katalanisch, sondern auf Spanisch, denn das schien ihnen die erwachsenere und perversere Sprache. Das Risiko, bei einer der heimlichen Übergaben ertappt zu werden, und sei es von einem ihrer Kameraden, gab dem Ganzen das Flair eines besonders schweren Vergehens, einer Todsünde (wie der Priester sagte, der ihnen Religionsunterricht erteilte), wodurch sie sich noch verruchter und männlicher fühlten. Derart verwandelt, fiel es ihnen in der Isolation der Toilettenkabine oder unter dem Zeltdach der Bettdecke umso leichter, sich in die Hauptfigur hineinzuversetzen.

Einige Minuten nachdem er jenes außerordentliche Gebräu eingenommen hatte, das er selbst im Chemieunterricht, unter den Augen des ahnungslosen Lehrers Don Marcelino, angerührt, stellte sich Bundó vor den Badezimmerspiegel. Und tatsächlich: Er spiegelte sich nicht darin. Er hatte es geschafft! Er war unsichtbar, und sein Plan würde aufgehen! Auch wenn er ihn nicht sah, spürte er, wie sich sein gewaltiger Pimmel aufrichtete, beim bloßen Gedanken an all die Freuden, die ihn in der Zukunft erwarteten. (...) Er trat durch die Drehtür, und einmal ins Innere des Hotels Ritz gelangt, war es ihm ein Leichtes, jener nordischen Schönheit aus Siam, Tochter eines sehr reichen Radschas, bis in ihr Zimmer zu folgen. Da er es kaum erwarten konnte, machte er schon im Fahrstuhl den Versuch,

ihre noch bekleideten großen und runden Brüste zu berühren, und sie lächelte, weil es sie kitzelte. Und weil sie glaubte, allein zu sein, denn Bundó war ja, wie wir wissen, unsichtbar, schob sie sich einen Finger unter den Rock. (...) Bundó versprach sich großes Glück mit ihr, doch als er mit ihr ins Zimmer trat, dicht an ihren Körper gedrängt, um keinen Verdacht zu erwecken, entdeckte er, dass dort drinnen die Mutter und eine Schwester der Tochter des Radschas auf sie warteten: eine schöner und lasterhafter als die andere, beide nackt nach einem gemeinsamen Bad und bereit für die Spielchen, die, wie es heißt, den orientalischen Frauen so gut gefallen. Bundó, noch immer unsichtbar für das menschliche Auge, näherte sich dem lasterhaft aufragenden Hinterteil der Mutter und begann ihn mit Hingabe zu kneten (...)

So weit ein Auszug. Am Schluss der Geschichte verlor Bundós Trank seine Wirkung, und die drei asiatischen Schönheiten wurden seiner ansichtig, doch er bezauberte sie so sehr, dass sie nicht Alarm schlugen, sondern es vorzogen, ihn als Beischläfer auf Lebenszeit zu behalten. Nach Bundós Meinung war diese eine von Gabriels besten Geschichten. Manchmal erwischte ihn der Lehrer im Unterricht mit verträumtem Blick und schrie ihn an: »Bundó, wo sind Sie denn gerade?!«

»Verzeihung, Herr Lehrer«, erwiderte er unverzüglich und bemühte sich um ein hellwaches Gesicht, doch dabei dachte er: Wenn Sie es wirklich wissen wollen, ich bin in einem Palast in Siam, und da werde ich auch für immer bleiben.

Gabriel war schüchterner und musste mehr leiden als Bundó. So konnte es passieren, dass er in voller Fahrt, den Zettel mit der Geschichte in der Linken, die Rechte beim eifrigen Auf und ab, plötzlich Schwester Mercedes vor sich

sah, die jüngste der Nonnen, und sie wies ihn mit betrübter Miene zurecht, sehr ernst, aber nicht verärgert. Er presste die Augen zusammen, in der Hoffnung, damit würde sie verschwinden. Aber wenn es ihm dann kam, verloschen die kostbaren Sekunden der Lust sogleich unter einer gewaltigen Woge des Schuldgefühls. An einem besonders schwierigen Tag offenbarte er Bundó dieses Problem, und der Freund versprach, Abhilfe zu schaffen. Tags darauf in der Wiederholungsstunde schrieb er ihm in der Hausbibliothek eine besondere Geschichte. Hier der entscheidende Abschnitt:

Schwester Mercedes, die ihre schwarze Ordenstracht trug, hörte ein verräterisches Stöhnen aus dem Bad. Sie trat ein und öffnete mit dem Hauptschlüssel sämtliche Türen, eine nach der anderen. Hinter der letzten befand sich Gabriel, der sich einen wedelte. Er hatte die Augen geschlossen, doch plötzlich, als der Moment des größten Genusses nah war, riss er sie auf und sah die Schwester vor sich und erschrak furchtbar. Sie aber machte: Pscht!, um ihm zu bedeuten, dass sie unter sich waren. Als einzige Antwort streckte Gabriel die Arme aus und schob ihr vorsichtig die schwarze Tracht hoch, und darunter entdeckte er Strapse und ein winziges rosa Höschen, wie es die Varietéünstlerinnen in der Paralelo tragen, und weiter oben zwei nackte Titten, die unglaublichsten, die er je gesehen hatte. Schwester Mercedes nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihr Zimmer, und dort enthüllte sie ihm ihr bestgehütetes Geheimnis: Sie führte ein Doppelleben und arbeitete des Nachts als Dirne in der Straße Conde de Asalto (...)

Gabriel las die Erzählung noch in derselben Nacht, starr vor Schreck, und je weiter sich diese Ansammlung von Schwei-

nereien vor seinen Augen entfaltete, desto mehr wuchsen zugleich seine Erregung und seine Angst vor dem, was ihm geschehen würde, wenn die Ordensschwwestern ihn ertappten. Am nächsten Morgen beim Frühstück trat er von hinten an Bundó heran und nahm ihn in den Schwitzkasten.

»Bist du wahnsinnig geworden?«, zischte er ihm ins Ohr.

Der Freund grinste zufrieden.

»Ich werde deine Geschichte verbrennen. Noch heute Nachmittag. Sobald ich kann.«

Doch es wurde Abend, und Gabriel schloss sich wieder in der Toilette ein, las den Text von Neuem, beklommen, als handelte es sich um ein Testament zu seinen Ungunsten, und am Ende verbrannte er ihn dann doch nicht. Er hat ihn nie verbrannt. Der Beweis ist, dass wir ihn noch heute lesen können. Wie oft mag der Heranwachsende, erschüttert von der Schwere des Vergehens, die beiden Blätter im letzten Moment verschont haben, das entzündete Streichholz schon in der Hand. Ein Pusten. Die Flamme verlischt. Eine Erleichterung.

Im Grunde bewahrte Gabriel diese Geschichte seine ganzen restlichen Jahre im Waisenhaus hindurch auf wie einen Schatz – wie das Juwel seiner Sammlung. Weil Schwester Mercedes noch jung war, versah sie hauptsächlich Aufgaben innerhalb des Ordens und kam nur selten mit den Schülern in Berührung. Zum Glück. Denn jedes Mal, wenn er mit ihr sprechen musste, begann Gabriel zu stammeln und wurde puterrot. Sie tat ihr Bestes, um das verschüchterte Kind zu beruhigen, herzte und liebte es, doch damit verschlimmerte sie die Symptome natürlich nur. Eine Zeit lang machte Gabriel von der Geschichte so oft Gebrauch, dass er schon glaubte, die Nonne würde das Spiel mitspielen, und sie beide hätten sich insgeheim inei-

inander verliebt. Als Bundó diese quijotesken Anwandlungen bei ihm bemerkte, holte er ihn zurück auf den Boden der Tatsachen, indem er ihm neue Geschichten schrieb, die weit weg vom Heim und in weitaus weniger hygienischer Umgebung spielten: im Somorrostro, im Schwimmbad Banys de Sant Sebastià oder in einer Zigeunerhütte an den Hängen des Montjüic.

Wir schätzen, dass diese pornografische Allianz der beiden Freunde rund anderthalb Jahre andauerte. Jeder schrieb an die vierzig Erzählungen, wobei allerdings viele Protagonistinnen wiederkehren und sich Handlungsverläufe wiederholen. Die Blätter sind von ihren zahllosen Einsätzen stark abgenutzt. So abwegig es scheinen mag: Gabriel und Bundó kamen zu dem Schluss, dass die beste Tarnung für die Geschichten war, sie unter die Papiere aus dem Religionsunterricht zu mischen. Deshalb trugen sie auch immer einen Titel, der den Ordensschwwestern, falls sie darauf stoßen würden, unverdächtig vorkommen musste: »Die Blumen der Virgen de Mayo«, »Der Leidensweg des Pater Salustio« oder »Das Mysterium der Kreuznägels Christi«.

Als sie begannen, für das Umzugsunternehmen zu arbeiten und somit in der Außenwelt zu leben, wurden die Worte und Fantasien nach und nach von der prosaischen Wirklichkeit des viel gerühmten Geschlechtsverkehrs verdrängt. Allerdings sind wir Christofs überzeugt, dass jene selbst erschaffene erotische Bibliothek ihnen einen Nachgeschmack hinterließ, der ihren Umgang mit Frauen aus Fleisch und Blut durchaus geprägt hat. Wie dem auch sei: Selbst Jahre später, als sie mit dem Möbellaster durch Europa tourten, tappten sie noch oft in die Falle der Erinnerung und erlebten wieder diese Nähe von Religion und Sex, als wären es die zwei Seiten einer Medaille. Wie die meis-

ten Lkw-Fahrer hatten Gabriel, Bundó und Petroli die Kabine ihres Pegaso mit Bildern nackter Frauen tapeziert. Sie stammten aus Kalendern von 1967, 1968 und 1969, die ihnen zu Neujahr an deutschen und französischen Tankstellen geschenkt worden waren. Eine Galerie von üppigen Walküren und verschämten Kätzchen, die auf Pirelli-Reifen oder auf den glänzenden Motorhauben stets roter Autos posierten. Die drei Freunde waren den Anblick dieses papiernen Harems so gewohnt, dass er ihnen gar nicht mehr auffiel. Doch jedes Mal, wenn sie heimkehrten und sich dem Grenzübergang La Jonquera näherten, mussten sie all die Blätter umdrehen und die Bildchen zum Vorschein bringen, die sie zur Tarnung auf die Rückseiten geklebt hatten. Das fromme Antlitz des Heiligen Vaters Paul VI. oder das der Muttergottes von Montserrat führte sie sodann auf den rechten Weg über die holprigen Landstraßen von Francos Spanien.

Um, wie es sich gehört, weiter voranzuschreiten, müssen wir Christofs nun in den Carrer Nàpols zurückkehren. Als wir uns zum ersten Mal in Barcelona trafen, alle noch verstört von den Neuigkeiten, ungläubig und misstrauisch, zeigte uns Cristòfol die Wohnung des Vaters.

Es war ein Maisamstag, überstrahlt von einer Frühjahrs-sonne, die uns drei Besuchern von jenseits der Pyrenäen wie ein göttliches Privileg vorkam. Wir waren um zwei Uhr im Restaurant des Hotels in der Innenstadt verabredet, in dem Cristòfol für uns Zimmer gebucht hatte. Wir lernten uns ein bisschen kennen und aßen dann zusammen. Die ersten Stunden waren wir höflich-reserviert miteinander, alle vier zu angespannt und auch noch zu unsicher mit der Sprache, als dass bei Tisch das Eis hätte brechen können.

Unser einziges gemeinsames Thema war unser Vater, aber wir sprachen von ihm wie von einem Fremden, was er für uns ja auch war – wie ein kapriziöser Gastgeber, der uns überraschend versammelt hatte, und nun mussten wir herausfinden, warum. Am späten Nachmittag spazierten wir durch das Viertel Ribera, machten halt vor der Markthalle von Born – schon lange geschlossen und mit Brettern vernagelt –, um des ersten Lebenstages unseres Vaters zu gedenken, und danach durchquerten wir den Parc de la Ciutadella in Richtung Carrer Nàpols.

Sobald wir, schweigend und übervorsichtig, die dunklen Treppen zum ersten Stock erklommen hatten (als wären wir auf dem Weg zum Pflichtbesuch an einem Totenbett), sobald wir die Wohnung von Gabriel Delacruz Expósito (was allerdings nicht auf dem Briefkasten im Hauseingang stand) betreten hatten, gewannen wir nach und nach unsere gemeinsame Vergangenheit zurück. Wir bitten darum, hier nichts Esoterisches zu vermuten. Es war schlicht so, dass all die Gegenstände, die Gabriel aufbewahrt und die Cristòfol auf dem Tisch versammelt hatte, Erinnerungen in uns wachriefen und die Distanz zwischen uns zusammenschmelzen ließen. Wir waren wieder kleine Jungen und hatten alle vier die gleichen Anekdoten, Ticks, Wörter, Abneigungen, Empfindungen im Kopf. Nach drei Stunden fühlte es sich an, als hätten wir uns das ganze Leben lang gekannt. Jeder suchte nach alten Übereinstimmungen, in der frohen Gewissheit, dass er etwas bloß anzudeuten brauchte und sofort von den anderen verstanden wurde. Das Spiel brachte uns immer mehr zum Lachen. Da es in der Wohnung ja kein Licht gab, gingen wir bei Einbruch der Dämmerung in ein Café in der Nähe, um dort mit der Exhumierung fortzufahren. Ein Wort gab das an-

dere. Um drei Uhr morgens vertrieb uns ein schläfriger Kellner aus der Hotelbar.

Nach diesem ersten gemeinsamen Besuch in der Wohnung im Carrer Nàpols beschlossen wir, zusammen für die ausstehenden Zahlungen unseres Vaters aufzukommen. Ein erster Schritt. Auf diese Weise wurde die Wohnung zu einer Art Vereinsheim, zu unserm Forschungsbüro. Rita, die sich immer noch weigert, einen Fuß dort hineinzusetzen, macht sich über uns lustig: Bald werde das Ganze *Club dels Cristòfols* heißen, »ein kleines Museum mit einem Wächter, verstaubenden Vitrinen und roten Kordelbändern, die den Zugang zu den Ehegemächern versperren«.

So weit werden wir nicht gehen. Wir sind keine Jünger unseres Vaters. Man sollte uns wohl glauben, dass es bei unserm Pakt, ihn zu suchen, mehr um unsere eigene Neugier ging als wirklich um ihn. Jederzeit könnten wir einen Katalog geteilter Verletzungen herunterbeten, mit derselben Leichtigkeit, mit der wir unsere Kindheitserinnerungen abgleichen. Und selbstverständlich ist jeder von uns vieren, ohne dass wir darüber geredet hätten, einige Male kurz davor gewesen, aus dem Projekt auszusteigen. Noch wäre es ganz leicht, so zu tun, als gäbe es Gabriel nicht mehr. Wir trainieren das ja seit Jahren.

»*He's a real nowhere man, sitting in his nowhere land ...*«, stimmt Chris an, als wollte er unsere Gedanken festnageln.

Was treibt uns denn an, ihn zu suchen? Vielleicht ist es der unerfüllbare Wunsch, ein Familienporträt unseres Vaters zu vervollständigen. Als wir, zum ersten Mal gemeinsam in der Wohnung, seine Hinterlassenschaften studierten, stachen uns derart viele absurde Hinweise ins Auge, dass wir sie nicht außer Acht lassen konnten. Ein Päckchen enthielt zehn nagelneue Sätze Spielkarten in Zellophan-

hülle. In drei säuberlich gestapelten Schachteln befand sich allerlei unwahrscheinliches Zeug, mit großer Sorgfalt zusammengepackt, um den Platz auszunutzen: ein Kamm aus Schildpatt, eine Keramikfigur von Aktaion mit seinen Hunden, ein Briefbeschwerer aus Teakholz, ein Schildkrötenpanzer, ein Radiorekorder, eine Kassette von Maria Dolores Pradera und eine vom Orchester Xavier Cugat, ein Postkartenheft mit Motiven aus London, das sich wie ein Akkordeon auffaltete, ein Spielzeugfotoapparat, ein Nagelschneider aus Schweizer Markenfabrikation, eine Sammlung von Pokerjetons aus dem Casino von Monte Carlo ...

Die einzige Verbindung zwischen all dem Krempel lag, wie sollte es anders sein, in den Machenschaften unseres Vaters. Einige Jahre lang – das wollen wir hier vorwegnehmen – behielten Bundó, Gabriel und Petrolí von jeder ihrer Umzugsfahrten eine Art Pfand zurück. Eine Kiste, eine Tasche, einen Koffer, den sie heimlich abzweigten und dessen Inhalt sie untereinander aufteilten. Sie wussten, dass das kriminell war, doch sie hatten sich angewöhnt, es mit dem Argument der sozialen Ungerechtigkeit zu bemänteln: Angesichts derart vieler Arbeitsstunden ohne Pause und unter Bedingungen, die an Sklaverei grenzten, sei so ein kleiner Ausgleich mehr als verdient. Außerdem, wem ist noch nie bei einem Umzug etwas verloren gegangen? Das ist doch ein Naturgesetz.

Gabriel hatte unseren Müttern in der Pose eines Robin Hood von diesen Diebstählen erzählt und sogar uns zu deren Nutznießern gemacht. Dank eines Fundes von Cristófol können wir den Ablauf jener Phase gut rekonstruieren. In einem Schuhkarton stieß er zwischen Restaurantkärtchen, Stadtplänen und Landkarten auf ein Heft mit abgenutztem schwarzem Wachstucheinband, das nach Heim-

lichkeiten aussah. Darin hatte Gabriel den Inhalt eines jeden der entwendeten Koffer, Kartons und Kästen notiert. Gewissenhaft, wie er war, fehlte weder die Umzugsroute noch das Datum noch die exakte Auflistung aller Bestandteile der Beute.

Diese Existenz als Piraten der Straßen (man sehe uns die Übertreibung nach) wurde für Gabriel und Bundó zu einem Leben im Idyll: Es entschädigte sie für die schwierigen Jahre ihrer frühen Jugend und versetzte sie in eine Art mobiles Paradies. Doch ehe es so weit war, mussten sie eine Lehrzeit überstehen, die wiederum die Dimensionen und die Finsternis eines Fegefeuers annahm.

Es war Anfang 1958, und Bundó wie Gabriel hatten ihren sechzehnten Geburtstag hinter sich. Das Heim wurde in die Häuser der Llars Mundet verlegt, wie schon lange vorgesehen, und dieser Umzug bekam ihnen beiden schlecht. Die neue Einrichtung war ein monströser Bau im Vall d'Hebron, weit ab vom Schuss; eine Stadt für sich, in der man von Barcelona nichts mehr mitbekam. Keine vier Wochen nach dem Wechsel vermissten sie schon schmerzlich die labyrinthische Atmosphäre der Casa de la Caritat, vor allem aber die Gewissheit, dass sich jenseits der dicken alten Mauern ein weiteres, noch weitaus vertrackteres und gerade dadurch so attraktives Labyrinth erstreckte, ein Netz von lärmenden Straßen voller Ausschweifungen. Was hatten sie hingegen in dieser bergigen und wüstenhaft kargen Gegend verloren? Die Alten im Asyl genossen es, in den Garten zu gehen und die gute Luft zu atmen, und die Kleinen hatten viel Platz zum Spielen im Freien gewonnen – aber sie?

»Das ist hier der Wilde Westen«, seufzten sie und vertrieben sich die freien Stunden damit, Eidechsen zu fangen,

mit Steinen auf eine Konservendose zu werfen oder haarsträubende Fluchtpläne zu schmieden.

Diese aufsässige Haltung wurmte die Ordensschwwestern, und bald griffen sie zum Gegenmittel. Da die beiden keine besonders brillanten Schüler waren und vor allem, weil es keine Familie gab, die sie aufgenommen hätte, entschied die Oberin, sie seien alt genug, um arbeiten zu gehen.

Gabriel schrieb Spanisch ohne viele Fehler und trat als Setzerlehrling in die von der Casa de la Caritat betriebene Druckerei ein. Seine Hauptaufgabe bestand darin, getrocknete Tintenreste von den benutzten Druckplatten zu waschen. Manchmal ließ man ihn auch die Holzlettern für die Überschriften in die Setzkästen einordnen. Das sah am Anfang nach einer ganz netten Beschäftigung aus, ein bisschen wie ein Puzzlespiel – das F zu den Fs, das B zu den Bs –, doch er konnte sich nicht dafür begeistern und wurde oft angeschrien, es müsse schneller gehen. Nur ausnahmsweise durfte er, als eine Art Trostpreis, eine halbe Kolumne Kurzmeldungen oder ein paar Kleinanzeigen setzen. Doch da er schwächling und schlecht ernährt war, wurde ihm in dem stickigen Keller von all den spiegelverkehrten Buchstaben nur schwindelig. Jeden Tag war er zwölf Stunden lang in der Druckerei begraben, von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends. Zweimal im Monat musste er auch am Wochenende arbeiten, denn in der Casa de la Caritat wurde das *Montagsblatt* gedruckt. Wenn er von der Arbeit kam, hätte er sich gern ein wenig in seinem alten Stadtviertel vergnügt, wäre, da sie ihm nun etwas mehr Bewegungsfreiheit gewährten, auf die Rambla gegangen oder noch weiter, über die Plaça de la Universitat und den Carrer Aribau hinauf. Aber nein, er musste rennen, um die

Straßenbahn und danach den Bus zu erwischen und ganz Barcelona bis zu den Llars Mundet zu durchqueren. Die Ordensschwwestern waren sehr streng mit dem Zeitplan: Wenn er zu spät kam, gab es für ihn kein Essen mehr, und sie zeterten obendrein.

Eines Abends, die Straßenbahn erklimm gerade den Carrer Dos de Maig und der Funkenflug von der Oberleitung erleuchtete die rußigen Fassaden, da bemerkte er, wie zwei kleine Mädchen mit dem Finger auf ihn zeigten und kicherten. Unwillkürlich suchte er sein Spiegelbild in der Fensterscheibe, doch er erkannte sich nicht wieder. Er trug einen Tintenschnurrbart unter der Nase und lauter schwarze Striche im Gesicht, und in dieser Maske erblickte er die Züge eines düsteren, ausgelaugten Mannes. Plötzlich sah er sich um zwanzig Jahre in die Zukunft versetzt, immer noch dieselbe Strecke fahrend, und war so unglücklich wie nie zuvor. So muss es sich anfühlen, alt zu werden, dachte er entmutigt. Ein Stoß, der durch die Straßenbahn ging, befreite ihn von der traurigen Vision; das Spiegelbild verschwand.

Bundó hatte mehr Glück. Ihm halfen seine breiten Schultern und sein beherzter Umgang mit den Überraschungen des Lebens. Die Oberin, Schwester Elvira, entstammte einer wohlhabenden Familie aus dem Viertel Bonanova. An ihr selbst nagte zwar das eine oder andere Schuldgefühl, doch ihre Eltern und Geschwister hatten die Erschütterungen des Krieges erstaunlich gut überwunden und, seit ihre Leute an der Macht waren, emsig an der Wiederherstellung jener alten Ordnung gearbeitet, die ihnen behagte. Selbstredend waren sie im Januar 39, nachdem sie zwei lange Jahre mehr schlecht als recht auf einer Finca außerhalb Barcelonas überdauert hatten (versteckt und verschreckt, ohne

Dienstmädchen und gezwungen, Kaffee und Frühstück zu rationieren), die Ersten gewesen, die auf dem Balkon ihres Stadthauses die weiße Fahne gehisst hatten und dann bis hinunter auf die Diagonal gelaufen waren, um den Siegern zuzujubeln. Robert Casellas, der große Bruder von Schwester Elvira, hatte das Familienunternehmen geerbt und noch einmal ganz neu aufgezogen. Jedes Jahr am 18. Juli feierte er seinen Erfolg, indem er der Casa de la Caritat eine Spende zugedachte. Wir sprechen hier von stattlichen Summen, denn er sah in diesen Gaben den besten Weg, sich einen Vorzugsplatz im Himmelreich zu sichern. Als einzige irdische Gegenleistung bat er seine Schwester dann und wann, ihm Möbelpacker für die Spedition zu überstellen. Kräftig und ohne größere Macken sollten sie sein – und Waisen, denn die kamen ihm nicht mit Familienfeiern als Ausreden an. Dieses Schicksal ereilte also den jungen Bundó.

Die Firma hieß *Transportes y Mundanzas La Ibérica*. Ihre Büros und ihre Garage lagen im Carrer Almogàvers, nahe bei der Rambla del Poblenou. Dort schlummerten drei DKW-Kleinlaster und, wuchtig und glänzend, drei Pegaso-Lkws. Die Kleinlaster wurden für die leichten Arbeiten eingesetzt und gelangten fast nie über die Provinzgrenzen hinaus, während die Pegasos für die großen Umzüge bestimmt waren und, wenn nötig, von Barcelona aus jeden Ort in Spanien ansteuerten. Alle sechs Fahrzeuge waren beinahe aus erster Hand. Zwar hatten die Kollektivierungen von 1937 die Firma sämtliche Maschinen und Mitarbeiter gekostet, doch Robert Casellas hatte nach dem Krieg alles zurückgewonnen, indem er beim Verkehrsministerium gutes Wetter gemacht hatte. Die Lastwagen waren sein ganzer Stolz, und er konnte Stunden damit verbringen, sie mit einem Gefühl väterlicher Liebe zu betrachten. Wenn sie von

einem Einsatz heimkamen, ließ er sie von seinen dienstjüngsten Arbeitern säubern und polieren, bis sie aussahen wie frisch vom Band gelaufen.

Obwohl er als Lehrling nur einen Hungerlohn bekam, von dem obendrein noch ein Teil in die Kasse der Ordensschwwestern floss, ließ Bundó diese Zeit gern in der Erinnerung aufleben. Wir sehen darin ein Bestreben, sein Leid auf das Maß einer Anekdote zurückzustutzen, sodass er selbst glauben konnte, es sei der Mühe wert gewesen.

»Ich weiß noch, die ersten Tage bei La Ibérica«, hatte er Petroli bei einem der Anfälle von Rückschau erzählt, in denen er sich gemeinsam mit Gabriel erging, »da kam ich abends erst im Dunkeln bei den Llars Mundet an. Mein Rücken war völlig zerschunden. Meine Arme und Beine spürte ich gar nicht mehr. Ich war so kaputt, dass ich sofort ins Bett kippte. An einem einzigen Arbeitstag hatten wir zum Beispiel eine erste Etage im Carrer Aragó komplett ausgeräumt und verladen und dann in der Avinguda del General Mola wieder aufgebaut. Und alles ohne Fahrstuhl, die sperrigsten Teile mit dem Flaschenzug hoch, den Rest über die schmale Wendeltreppe für die Dienstboten, die finster wie ein Grab war. Und die ganze Zeit lief uns eine hysterische Hausherrin hinterher und hatte Angst, wir würden ihr was kaputt machen. ›Wenn nachher irgendein Stück fehlt, ihr Tölpel, dann bezahlt ihr das aus eurer eigenen Tasche!‹ Aber mir gefiel es trotzdem. Nach und nach gewöhnte ich mich an die Arbeit und entdeckte ihre interessanten Seiten. Dass man sah, wie die anderen wohnten, dass man Straßen von Barcelona kennenlernte, von denen man vorher noch nie gehört hatte, und wie man mit dem DKW oder dem Laster durch die Stadt fuhr, mit einer Windschutzscheibe wie ein Panoramafenster: Das konnte

einen schon für die ganze Plackerei und den Schweiß und die Schrammen und blauen Flecken und das Gemecker der uniformierten Portiers und das Geschrei von Herrn Casellas entschädigen.«

Trotz der Erschöpfung schlief Bundó nach seinen Arbeitstagen glücklich ein. Gabriel betrachtete ihn voller Neid und konnte sich nicht zurückhalten, ihn aufzuwecken und ihm von seinen eigenen Qualen zu erzählen. Die Druckerei war für ihn ein widerwärtiges finsternes Loch, in dem er Tag um Tag zubringen musste – man hätte meinen können, er beschriebe einen Folterkeller oder einen Höllenofen. Bundó, aus dem Traum gerissen, lauschte mit schweren Lidern und versuchte ihn zu trösten, indem er sagte, das Möbelschleppen sei auch kein Spaziergang. Zum Beweis und um Eindruck zu schinden, zeigte er Gabriel die Furchen, die die Tragegurte in seine Handflächen gegraben hatten. Doch eigentlich fühlte er sich dafür längst entschädigt, denn er hatte an diesem Tag zwei Peseten Trinkgeld abgesehen. Und schon schlief er wieder ein, wobei sich unvermeidlich ein törichtes Lächeln auf seine Züge legte und ein friedvolles Schnarchen seinen Schummer begleitete.

Als Bundó den fünften Monat bei La Ibérica arbeitete, wurde er bei einem Umzug »von allerhöchster Bedeutung«, wie der Chef sagte, in einen schicksalhaften Unfall verwickelt. Schicksalhaft für ihn, für unsern Vater – und letztlich für uns alle. Ein neuer Regierungssekretär, von Franco ernannt, zog von Segovia nach Barcelona. Unter den Gegenständen, die er sich mitzunehmen entschlossen hatte, befand sich ein wuchtiger Holztisch mit schmiedeeisernen Beschlägen, der nach Mittelalter aussah und zur Zierde seines Büro werden sollte.